

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)



<36635964750012

Chapelle Gaugain.



Roman in zwei Abtheilungen

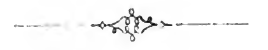
von

Aline von Schlichtkrull.

Erste Abtheilung:

Der Cardinal von Richelieu.

Dritter Band.



Görlitz.

Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).

1855.

Der Cardinal von Richelieu.

Roman

von

Aline von Schlichtkrull.

Dritter Band.



Görlitz.

Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).

1855.



Viertes Buch.



Erstes Kapitel.

C'était l'homme du monde le plus capable.
Madame de Motteville.

Länger als ein Jahr war verstrichen seitdem — eine Zeit voll nimmer ruhender Bewegung, voll langsamer und unablässiger Arbeit. Der Meister, welcher die Geschicke Frankreichs baute, hatte das so geduldig in Stand gesetzte Uhrwerk regulirt, und schon war der Zeiger, welcher der sich entfaltenden Größe bis zum Sonnenpunkte zu folgen bestimmt war, um eine gute Strecke auf seiner Bahn vorgerückt.

Mit stolzer Befriedigung blickte der Cardinal von Richelieu auf sein Werk zurück, und er durfte es thun. Er hatte Frankreich groß gemacht trotz alles Widerstandes von innen und außen. Gelassen hatte er, inmitten der Wirrsale Europa's, jeden Umstand zu Gunsten seines Vaterlandes ausgebeutet. Jetzt durfte der Gedanke hervorbrechen, für den er bis dahin geräuschlos gearbeitet. Sollte Frankreich Europa be-

herrschen, so mußte der andere Götze, dessen Name der Welt noch Ehrfurcht einflößte, herunter von seinem Piedestal. Der Cardinal stand auf dem Punkt, die spanische Monarchie Aug' in Aug' zum Kampf herauszufordern.

Ja! Aug' in Aug' sich dieser Macht zu stellen, die um Ansehen bei den Traditionen Karl's V. betteln ging, ihr das Visir vom Antlitz zu reißen, und das Phantom der um die Universalmonarchie werbenden Don Quixoterie ihrer Politik in Luft zerrinnen zu sehen — das war das Ziel, auf welches Richelieu, mit der Unwandelbarkeit der Magnetnadel, der einzige Ruhige in der Sturmflut religiösen und territorialen Kampfes, Stunde für Stunde gerichtet gewesen. Er hatte Punkt für Punkt seinen Gedanken reifen, Schritt für Schritt den längst unterwühlten Boden unter dem Kolosse Habsburg einstürzen sehen, und triumphirt und geschwiegen, bis die Zeit gekommen sein würde, diese mühsame Minenarbeit aufzudecken. Durch die Erwerbung Lothringens und einer Anzahl fester Grenzplätze hatte er sich nach und nach der Schlüssel sämmtlicher benachbarter Reiche bemächtigt, und mit jedem derselben ein klares bündiges Verhältniß herzustellen gewußt. Mit seiner außerordentlichen Thätigkeit nach außen entfaltete er zugleich eine verdoppelte Strenge gegen seine Feinde daheim, und hatte trotz der sich von allen Seiten

neu aufthürmenden Wogen, durch eine beispiellose Consequenz seine Zwecke erreicht.

Es war dazumal eine traurige Zeit am Hofe. In drei Parteien zerfiel er — die des Königs; der Königin und des Ministers. Die Königin lebte eingezogen, mit den gewöhnlichen Nichtigkeiten des Hoflebens beschäftigt; der König und der Minister gingen einen Weg; aber man wußte, daß es zur Hälfte gezwungen geschah.

Es herrschte demzufolge auch am Hofe die Windstille vor dem Losbrechen eines Orkans. Man entbehrte das lebhafte, wenn schon obscöne Treiben früherer Zeiten. Keine dieser üppigen Liebeshändel — keine dieser unterhaltenden Kabalen aus den Tagen Heinrich's IV. und der Medici: Mit Bassompierre und Cramail — mit der Chevreuse und der du Fargis hatte die Galanterie das Louvre verlassen; es war, nach dem Urtheil der Veteranen desselben, unleidlich moralisch geworden. Am Hofe — im Staat — in der Kirche — wohin man sah und hörte — nur Richelieu! Der Koloß, der so allmälig und unmerklich seine Riesengröße erreicht, begann die Welt um ihn her zu erdrücken.

Es war auch eine Zeit der Sonderung — der Ausscheidung. De Broc betrieb in Flandern die Rück-

sehr Monsieur's, des muthmaßlichen Thronerben, den Richelieu in dieser entscheidenden Periode um keinen Preis in den Händen der Spanier lassen wollte. Das Volk verabscheute und fürchtete den Krieg. Von Lasten bedrückt, durch die Parlamente gewarnt, durch kriegerische Gerüchte beunruhigt und durch eine Partei unter dem Grafen von Soissons von oben her unterstützt, ging es murrend um, entschlossen, die Mittel zu der langen Fehde, von der es sich bedroht sah, zu verweigern. Der Cardinal verdoppelte seine Wachsamkeit, verdoppelte, je nachdem es nöthig war, seine Güte wie seine Strenge; schrieb, ohne den Papst zu fragen, eine Versammlung des Klerus aus, um einen Theil der Lasten auf seine fetten Pfründen zu übertragen; schuf, um die lästigen Einmischungen des Parlaments in die Cabinetsangelegenheiten ein für allemal zu beseitigen, als Ausdruck eines hohen administrativen Systems, die Provinzial-Intendantur, und rächte öffentlich und unerbittlich jede Uebertretung seiner Befehle. Er wollte keinen Widerstand mehr dulden. Er hatte es satt, den Geduldigen zu spielen. Er glaubte nicht mehr verzeihen zu brauchen, wo es Jedem freistand, sein Freund zu sein, und war zu stolz geworden, um im Leben noch etwas Anderes als anbetende Bewunderung zu suchen. Selbst seinen

Vertrauten Joseph, selbst seine vielgeliebte Nichte behandelte er mit Kälte. Der eigensinnige Widerstand, der ihn zwang, sich um die geringfügigsten Interessen, bis herab zu den Beichtvätern und Maitressen der Hofleute zu bekümmern, hatte ihn verbittert. Oft befiel ihn eine so schreckliche Schwermuth, daß er Boisrobert und Rogent kommen ließ, damit sie ihn lachen machten, und die höchstgestellten Personen mußten in seinem Vorzimmer warten, bis er es durch gewaltsame Zerstreuung möglich gemacht, sie zu empfangen. Indessen beklagte er sich nie, und seine Thätigkeit blieb sich, wie ein ewiges Gesetz, unabänderlich gleich.

Der Cardinal von Richelieu hatte einen Freund: es war der junge Abbate Giulio Mazarini, welcher, seit lange seinem Dienst ergeben, sich immer als der thätigste Vertreter der französischen Interessen am päpstlichen Hofe gezeigt hatte. Mit dem äußersten Mißbehagen duldeten die Kabinete von Wien und Madrid in der unmittelbaren Umgebung des Papstes einen Mann, den Richelieu nicht entbehren und auf den er sich, wie auf sich selbst, verlassen konnte. Man hatte sich in fruchtlosen Versuchen erschöpft, dies glatte, einschmeichelnde Wesen zu verbannen, das seinen Einfluß bereits über ganz

Italien verzweigt; denn wenn Urban VIII., von Mailand, Neapel, Madrid, ja von dem eignen Neffen zu Gunsten der Habsburger belagert, noch immer zu Frankreich neigte, so hatte Richelieu es in der That nur Mazarin zu danken. Richelieu war erkenntlich; durch unbegrenztes Vertrauen belohnte er die seltene Treue des Italieners, der sich nicht wenig dadurch geschmeichelt fand. Schon war er weltbekannt dadurch geworden; schon stritten sich die italienischen Fürsten um seine Gunst; schon huldigten ihm, als dem Manne der Intimität, die Generäle, die Gesandten, die Agenten Frankreichs in allen umliegenden Staaten. Auch that es Niemand ungern, denn es gab nichts Geschmeidigeres, Gefälligeres als Mazarin, der sich mit seinem Ansehen wenig breit machte und nie der Eitelkeit Anderer unbequem ward.

Der Cardinal hatte bei Annäherung der Krisis, auf welche er sich seit einem Decennium vorbereitete, die Nothwendigkeit erkannt, mit doppelter Sorgfalt die gute Stimmung des Papstes zu erhalten, welche durch mancherlei Vorfälle, vorzüglich aber durch die Furcht, Richelieu möchte sich zum Patriarchen von Frankreich machen, seit einem oder anderthalb Jahren etwas gelitten hatte. Er sandte deßhalb den Herzog von Crequy, einen der tapfersten, noch aus der Schule

Heinrich's IV. stammenden Marschälle, nach Rom, um dem Papste ein Bündniß gegen Spanien vorzuschlagen, und dieser begab sich gleich nach seiner Ankunft zu dem jedem Gesandten unentbehrlichen Vermittler zwischen ihm und dem heiligen Vater — nämlich zu dem erwähnten Signore Giulio, Abbate Mazarini. Dieser war, als ihm der Marschall gemeldet ward, in seinem Kabinet mit einem jungen Italiener beschäftigt, der in seinem abgetragenen päpstlichen Soldatenrocke ziemlich verkommen aussah. Er äußerte Bedauern über die Unterbrechung und bat, da er den Marschall sprechen müsse, daß sein Geschäftsmann einen Augenblick auf ihn warten möge. Der Italiener verneigte sich tief zum Zeichen seiner Zustimmung, und Mazarin begab sich in sein Empfangzimmer, wo ihm der Marschall nach den ersten Begrüßungen und vielen diplomatischen Umschweifen mittheilte, daß er Auftrag habe, den Papst zu einem formellen Bündnisse zur Wiederherstellung des Friedens in Italien einzuladen.

„Sie finden mich jedoch in einiger Bestürzung!" fügte er hinzu — „ich höre, daß Se. Heiligkeit heute Morgen dem spanischen Gesandten Audienz gegeben hat, welcher mit einem, dem meinen ganz ähnlichen Antrag beauftragt worden."

„Fürchten Sie nichts!" erwiderte Mazarin lächelnd,

indem er den Marschall mit vielen Verbeugungen zu einem Sitz geleitete — „ich habe Se. Heiligkeit bereits gesprochen. Es soll ziemlich komisch gewesen sein. Als unsere Spanier ihm vorgestellt, daß sie ihn zu der anti-französischen Ligue nicht in seiner Eigenschaft als Papst, sondern als italienischen Fürsten aufforderten, hat er geantwortet, daß diese metaphysischen Unterscheidungen in der Politik nicht viel werth seien, und da Se. Heiligkeit bekanntlich seine eignen Bonmots zu sehr liebt, um ihnen durch die That die Spitze abzubrechen, so ist es denn dabei geblieben."

„Aber," unterbrach Crequy — „man spricht von einer Gesandtschaft an den Cardinal-Infanten —"

„Die auch erfolgen wird, jedoch nichts als eine bloße Höflichkeitsform ist!" erwiderte Mazarin. „Seien Sie ganz ruhig; der König von Frankreich heißt nicht umsonst der erste Sohn der Kirche; Sie ahnen nicht, welche Wuth der Spanier und zumal dieser kleine Vicekönig von Neapel darüber an den Tag legt; es sind nur gegenseitige Proteste und Chikanen, während wir mit Frankreich Gunst um Gunst zu tauschen gewohnt sind. Das mag Sie zufrieden stellen, auch wenn Ihre Mission in Rücksicht auf das Bündniß erfolglos bleibt."

„O," sagte Crequy — „ich habe Vollmacht, Sr. Heiligkeit Schlichtung seiner Zwistigkeiten mit Venedig anzubieten —"

„Zieht Alles nicht!" unterbrach Mazarin. „Wir sind zu ängstlich und werden Ihnen gegenüber dieselben Gründe geltend machen, die wir dem Spanier genannt; Se. Eminenz ist ohne Zweifel darauf vorbereitet. Trotz seiner Abneigung gegen die Politik von Madrid, trotz dem Jubel, womit ganz Italien ein anti-spanisches Bündniß begrüßen würde —"

„Das glauben Sie?" fiel Crequy ein.

„Daß Italien die Macht der Spanier verwünscht?" erwiderte Mazarin — „nun freilich; es liegt am Tage. Ich brauchte Ihnen nur einen Mann zu rufen, mit dem ich gerade im Augenblick Ihrer Ankunft sprach, um Ihnen einen schlagenden Beweis davon zu geben. Doch, Signore mareschiallo, erlauben Sie mir die Frage, ob Se. Eminenz Ihnen nicht irgend einen Auftrag für mich gegeben hat? Ich würde untröstlich sein, wenn er mir diesmal keine Gelegenheit böte, ihm meine Ergebenheit zu beweisen."

„Ich habe einen Brief Sr. Eminenz an Sie, dessen Inhalt er mir mündlich wiederholte. Er beunruhigt sich schon seit lange eines jungen Mannes

wegen, der ehemals Günstling des Königs war und vor mehr als einem Jahre in Neapel verschwunden ist."

„Der Vicomte von Lagieres!" rief Mazarin, indem er den Brief erbrach und durchflog — „ganz recht; ich habe schon nach ihm gesucht, und die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen hat die Sache in Vergessenheit gebracht — Ich werde das Versäumte schleunig nachzuholen suchen!"

„Sie werden Se. Eminenz dadurch verpflichten!" sagte Crequy. Doch ich habe aus einer Ihrer Aeußerungen entnommen, daß meine Ankunft Sie in Geschäften gestört hat — ich eile deßhalb —"

„Ich bitte Sie!" rief Mazarin — „es giebt nichts, worin die Ehre Ihres Besuches mich stören könnte; überdies war es nur ein junger Neapolitaner, dem Anschein nach ein ziemlich desperater Abenteurer, der mir, wie ich glaube, seine Dienste anzubieten kam. Sie wissen, daß dergleichen Subjekte oft sehr nützlich werden können. Ein ähnlicher Spanierhaß ist mir noch nicht vorgekommen. Vielleicht interessirt es Ew. Excellenz, ihn zu hören; wenn seine Aussagen wahr sind, so lassen sie gewichtige Blicke in die Zustände von Neapel thun."

Crequy glaubte, daß Mazarin ihm Gelegenheit

geben wollte, in Paris von seinem Diensteifer und den italienischen Verhältnissen angenehme Dinge zu erzählen, und versicherte daher, daß er sich freuen würde seinen Schützling zu hören. Mazarin, der gern zehn Dinge zugleich that, und stets beflissen war, Jedem die Ueberzeugung seiner liebendsten Ergebenheit beizubringen, war froh, den Gesandten festhalten und gleichzeitig den neuen Agenten vernehmen zu können. Er zog die Schelle, ließ den Neapolitaner bitten, sich herein zu bemühen und ging ihm mit einer Artigkeit entgegen, die für die Bewillkommnung eines Prinzen ausgereicht hätte.

„Signore Cericotto!“ sagte er — „Se. Excellenz der Herzog von Crequy wünscht den Mann kennen zu lernen, der eben soviel Verehrung für den römischen Stuhl, als Sympathie für den französischen Thron besitzt. Er wollte mir nicht glauben, als ich ihm davon erzählte. Nun! — was sagten sie mir? Leben die Traditionen von dem Regiment der Anjou's nicht noch immer in den Herzen des Volkes von Neapel?“

„Ich habe es dem Signore Abbate gesagt!“ erwiderte der junge Mann ohne aufzublicken. „Neapel verabscheut die Herrschaft Spaniens und flucht dem Grafen von Monterey.“

„In der That!“ rief Mazarin zu Crequy ge-

wandt — „die Armee, welche wir im vorigen Jahre an der Grenze der Abbruzzen stehen hatten, kam um zwei Drittel verstärkt zurück, und man hörte nichts als Klagen über den Vicekönig. Dieser junge Mann ist einer derjenigen, die zu uns übergingen, und in Folge der Entlassung unserer Truppen herrenlos wurden. Wenn Signore Cericotto Militairdienste thun will, so steht ihm sicher eine Stelle in unserer venetianischen Armee offen — Auch ist es wahrscheinlich, daß wir, in Folge der neuesten Beleidigungen des Grafen von Monterey, wieder ein Heer an die Grenze schicken müssen —"

„Ich wünsche nicht, Militairdienste zu thun!" unterbrach Cericotto kurz. „Was hilft es mir, fünf oder sechs Menschen aus meinem eignen Volk, die mir nichts zu Leide gethan haben, todtzuschlagen? Wenn ich als Einzelner zum Sturz der spanischen Tyrannei beitragen soll, so muß es mit den Waffen des Geistes geschehen."

„Freimüthig also — Sie wollen Spion sein?" rief Mazarin lachend, indem er dem Italiener von unten auf halb listig, halb vertraulich in's Gesicht sah.

„Freimüthig — ja!" erwiderte Cericotto keck. „Den Unterdrückern des Vaterlands zu schaden, gleichviel auf welche Art, ist Ehre dem wahren Patrioten."

„Diese Erbitterung überrascht mich! — ist denn das spanische Regiment wirklich so entsetzlich?“ unterbrach Crequy mit Interesse.

„Der ächte Haß,“ erwiderte der Italiener, „liegt im Blut und nicht in Gründen.“

„Gelt!“ sagte Mazarin händereibend, — „damit läßt sich Etwas anfangen. „Wenn Se. Eminenz den Signore Cericotto sprechen hörte, so würde sie Herrn von Crequy auf der Stelle eine Armee gegen Neapel zu befehligen geben. Uebrigens,“ fügte er ernsthaft hinzu — „sollte man wenigstens das Gerücht einer solchen Rüstung verbreiten. Man würde dadurch den Vicekönig zwingen, seine Soldaten im Lande zu behalten, und sich somit die Contingente vom Halse schaffen, welche die Spanier fortwährend aus Neapel beziehen.“

Das war ein kluger Gedanke, der dem Marschall augenblicklich einleuchtete.

„Wahrhaftig!“ brach er aus — „Sie haben den Teufel im Leibe, und es wundert mich nicht, daß unsere Eminenz in Sie vernarrt ist.“

Mazarin schlug bei diesem soldatischen Compliment die Augen nieder. Crequy, dem der Marschall ein wenig zur Unzeit mit dem Gesandten durchge-

gangen war, wandte sich, verlegen gemacht, zu einigen Gemälden und Bildsäulen, welche das Zimmer schmückten.

„Man rühmt in Frankreich Ihre Kunstliebe!“ sagte er nach kurzer Pause; „ich sehe an der Wahl Ihrer Gemälde, daß die Musen Ursache haben, sich ihres Beschützers zu freuen.“

„Sie finden Geschmack an jenem Kopf!“ erwiderte Mazarin — in der That bewundert ihn Jeder, der mein armes Haus besucht. Sehen Sie her, Signore Cericotto! — als Italiener müssen Sie gleichfalls die Malerei verehren — Wäre ich kein Priester — ein solches Frauenbild würde mich alle Diplomatie und Politik der Welt vergessen machen.“

„Jesus Maria!“ schrie der Italiener auf, indem er das Gemälde in's Auge faßte.

Es war das Bild der Andarini.

„Sie kennen es!“ rief Mazarin überrascht.

„Sie kennen es nicht?“ gab Cericotto zurück — „Allerdings kannte ich es und möchte wissen, wie der Signore Abbate dazu gekommen.“

„Nun, diesen Wunsch kann ich gewähren!“ sagte Mazarin — „ich kaufte es von einem Maler, Namens Marco, und hielt es eben für einen Studienkopf; wen stellt es denn vor?“

„Es ist," versetzte Cericotto mit unterdrückter Aufregung — „eine Maitresse des Grafen von Monterey, die ihm durch einen jungen französischen Edelmann, Namens Lagieres, entführt wurde."

„Lagieres!" riefen Crequy und Mazarin wie aus einem Munde. Es entstand eine Pause allseitiger Ueberraschung.

„Bei Gott, wir haben Glück!" sagte Mazarin — „da entdecken wir eine Spur, die sich sicher verfolgen läßt! Signore Cericotto, der sich für die Sache zu interessiren scheint, wird uns hier ohne Zweifel hülfreiche Hand leisten."

Er sah sich um, aber Cericotto war aus dem Zimmer verschwunden.

Der Marschall von Crequy schüttelte den Kopf.

„Diesen Menschen," sagte er — „würde ich nicht zum Agenten begehren."

„Pah!" erwiderte Mazarin — „Sie kennen die Italiener nicht. Diesen Menschen beseelt der Haß der Eifersucht; er wird sich zu Allem gebrauchen lassen. Glauben Sie mir, wo es auf Ausübung einer Rache ankommt, wird er eben so viel Schlauheit entwickeln, als er hier Hitze und Unklugheit an den Tag gelegt."

„Ich lasse Sie also mit ihm allein!" versetzte

Crequy — „ohne Zweifel erwartet er Sie unten in der Galerie.“

„Und ich gebe Ihnen mein Wort,“ erwiderte Mazarin, „daß Sie in Begleitung des Vicomte von Lagieres nach Frankreich zurückkehren werden.“

Cericotto erhielt seinen Auftrag. Er sollte durch Auffindung des Vicomte ein Probestück seiner Geschicklichkeit ablegen. Sein erster Gedanke war an Marco. Der Maler lebte seit längerer Zeit in Rom, und leicht gelang es unserem neuen Diplomaten, seine Adresse zu erfragen. Wahrscheinlich wußte Marco um den Aufenthalt der schönen Tarentinerin; doch glaubte Cericotto annehmen zu müssen, er werde nicht geneigt sein, ihm, dessen ehemalige Leidenschaft für Carlotta ihm wohl bekannt war, denselben zu verrathen.

Indessen kann ein Italiener sich verstellen.

Um sicher zu gehen, bestellte er mehrere Spione, von denen wenigstens einer beständig die Schritte des Malers bewachen mußte. Um jedoch wo möglich zu einem schnellern Resultat zu kommen, beschloß er, ihn selber aufzusuchen.

Marco empfing ihn, wider sein Erwarten, mit Herzlichkeit, ja mit Freude. In seinem Atelier hing eine Kopie des Bildes, welches Cericotto bei Mazarin

gesehen, und Marco selbst fing von der Andarini zu sprechen an.

„Sie wissen also, was aus ihr geworden ist?“ warf Cericotto hin, indem seine Lippen halb verächtlich zuckten. „Wahrscheinlich hat sie mit ihrem Gewissen Frieden gemacht und sich dem Monterey ergeben.“

„So reden Sie von ihr?“ rief Marco verwundert und vorwurfsvoll, „haben Sie denn vergessen, wie glühend Sie sie liebten?“

„Ihr, wie es scheint, liebt sie noch immer!“ antwortete Cericotto erröthend, „ich aber bin kein Künstler, der eines Ideals bedarf. Ich leugne mein vergangenes thörichtes Gefühl nicht ab, bin aber Mann genug, ein buhlerisches Weib, das mich verschmäht, vergessen zu können.“

„Ich wünsche Euch Glück, daß Ihr Euer Herz bezwungen! noch mehr aber der Carlotta, daß sie Eure Schmähungen nicht verdient. Sie ist das angetraute Weib des jungen Franzosen, den sie liebte.“

Cericotto biß sich in die Lippen.

„Nun, und wie steht es?“ sagte er mit erzwungenem Spott — „habt Ihr sie wiedergesehen — ist sie noch schön wie ehedem?“

„Vielleicht noch schöner! — und wenn Euch Eure

Ruhe lieb ist, möchte ich Euch nimmer rathen, sie wieder aufzusuchen."

„Ich überlasse Euch dieses Glück!" entgegnete Cericotto. „Wo lebt sie denn? — ist sie nicht in der Nähe des Grafen von Monterey geblieben?"

„Sie hat das neapolitanische Gebiet verlassen, um den Nachstellungen des Vicekönigs zu entgehen, der sie noch immer nicht verschmerzen kann; die Villa Solani, drei Stunden von Rom, ist jetzt ihr Aufenthalt."

Cericotto wußte jetzt Alles, was er zu wissen begehrte. In seinem Leben war ihm nichts so bemitleidenswerth erschienen, wie Marco's erzwungener Platonismus. Im Vergleich zu ihm erschien er sich ein Held, und bespiegelte sich wohlgefällig in der Thätigkeit seines Rachedurstes. Er entfernte sich, überlegend, ob er Carlotta zur Befriedigung seiner eignen Leidenschaft zwingen, oder sie dem Vicekönig ausliefern solle; an ihre Ehe glaubte er nicht. „Ein Günstling des Königs von Frankreich," sagte er zu sich selbst, „kann am Hofe von Paris kein tarentinisches Landmädchen brauchen."

Stolz, wie auf eine Großthat oder einen unsterblichen Gedanken, begab er sich zu Mazarin. Wir aber versetzen uns in die Villa Solani. Sie lag

drei Stunden von Rom, einsam, von Orangen und Cypressen beschattet.

Es war ein heißer Abend. Die Sonne versank hinter dem Oleanderbosquet, welches die kleine, vor dem Portikus befindliche Gartenanlage begrenzte, und alle Gegenstände strömten die während des Tages eingesogene Glut in den flammenden Abend hinaus.

Charles von Lagieres saß am Fenster. Sein Kopf ruhte geschlossenen Auges in der Brüstung. Das leuchtende Abendroth schimmerte auf seinem goldblonden Haar und seinen feinen schmächtigen Zügen, denen der weiche Himmel Italiens ihre Frische nicht zurückzugeben vermocht. Im Hintergrunde des Gemaches, auf einem Ruhebette, dessen weiße Kissen das durch rothe Vorhänge fallende Licht mit Purpur umgoß, lag Carlotta Andarini.

Marco hatte recht gesagt: seit sie Charles' Weib geworden, war sie noch schöner als zuvor; die Schönheit entsteht nicht mit einem Male. Die Natur giebt die Umrisse her, das Leben muß sie bilden; das Geheimniß ihrer Vollendung liegt nicht in der Form allein, sondern in dem Geist, der sich ihrer bemächtigt, um sie zu beseelen. Carlotta's unvergleichliche Anmuth, ihre wonnevollen Formen, ihre südlich lebhaften Züge hatte die heilige Wollust einer keuschen

Liebe zu neuem Zauber verklärt; der Allseitigkeit ihres Reizes fehlte nur noch der letzte Pinselstrich — der elegische Zug der Wehmuth. Von Zeit zu Zeit flog ein Schatten über die Stirn, der bereits daran erinnerte. Er war noch nicht da, der Zug des Schmerzes, aber man fühlte, daß er kommen würde, und fragte sich unwillkürlich, was dann geschehen solle, in dem trüben Bewußtsein, daß es in den natürlichen Dingen keinen Stillstand giebt.

„Charles!" flüsterte sie, mit einer Bewegung nach der Richtung des Fensters.

Charles stand auf und sah zu ihr nieder.

Sie lag auf den schneeweißen Kissen, gleich einer Venus in der schaumgefüllten Muschel. Die zarten Füße hatten keine Bekleidung; das lose Gewand war von Brust und Schultern herab geglitten und die Herrlichkeit derselben deckte keine andere Verhüllung, als die Nacht der dunkeln Flechten, welche entfesselt von ihrem anmuthigen Haupt herabfielen.

Sie streckte Charles einen ihrer wundervollen Arme entgegen, und ihre schwarzen schwimmenden Augen wanderten von seinem blassen Gesicht zu dem rosigen eines jungen Kindes, welches auf ihrem Schooße schlummerte.

„Charles!" sagte sie halb wehmüthig, halb scherzend — „Charles, Du liebst uns nicht mehr!"

Charles setzte sich zu ihren Füßen, warf einen Blick auf diese paradiesische Frau und seufzte. Er wußte, daß sie schön sei, aber er kannte diesen Anblick. Er sah sie an und sagte nichts.

Durch die Seele der Andarini fuhr es wie ein zweischneidiges Schwert. Zu ihrem Herzen sprach diese Stummheit laut wie Posaunenton des Weltgerichts — — Er liebte sie nicht mehr! Sie dachte es heute so deutlich wie noch nie, und aus den dunkeln Augen brach ein Blick, der ihren jungen Gatten erzittern machte. Er beugte sich zu ihr nieder und küßte ihre Hand; Carlotta erbebte, denn in ihren Adern hatte der Besitz eines Jahres die Glut des Verlangens noch nicht ausgelöscht.

„Charles!" rief sie, indem sie die Arme um seinen Hals warf und ihn ungestüm zu sich niederzog — „Charles, warum bist Du nicht glücklich?"

„Per dio, bellissima Carlotta," entgegnete Charles, indem er ihre Schulter küßte — „ich sehe wohl, daß ich ein Leichtsinniger bin; wär' ich es nicht, so würde ich keinen Augenblick von Eurer Seite weichen. Der Tod, meine ich, rückt mir immer näher und wird

mich um so schneller ereilen, weil er mich ohne Zweifel um mein Schicksal beneidet."

„Und flieht Ihr deßhalb mein lebensvolles Herz?" unterbrach Carlotta leidenschaftlich und bitter. „Damals, als Ihr mich liebtet, fürchtetet Ihr Euch selbst vor dem Tode nicht."

„Bei St. Denis!" rief Charles mit feuriger Galanterie — „ich fürchte ihn nur, weil ich Euch liebe! Eure Arme und sechs Fuß Erde im Campo santo oder gar in der Gruft von Chapelle Gaugain! — das ist ein Tausch, der einen Mann erbeben machen kann. Soll ich Euch aber gestehen, was mich bisweilen mißmuthig macht, so ist es der Umstand, daß sich die Aerzte, die mir Italien empfohlen, sicher geirrt haben. Die Einsamkeit und die Hitze, die ich nie gewohnt gewesen, reiben mich schneller auf, als das bunte Leben und der kühle, graue Himmel von Paris; seit die verhaßten Ketten mich nicht mehr bedrohen, welche ich gegen Eure Zauberbande vertauscht, sehne ich mich heim nach meinem Vaterlande."

„So kehre zurück, wenn es Dich glücklich macht —"

„Du willst mir folgen?" jubelte Lagieres.

„Ich?" rief die Andarini. „Du denkst daran? — Ich sollte mich schmähen lassen von den Edelleuten Deines Hofes, von Deinen stolzen Verwandten

und Freunden — sollte meine Kinder zum Gegenstande Deines Erröthens werden sehen, sollte hören müssen die beleidigenden Zweifel an der Aechtheit ihrer Geburt —“

„Man wage es!“ rief Charles, indem er die schöne Frau an sich preßte; „nicht ungestraft soll Dich das Zucken einer Augenwimper kränken, so lange ein Funken Lebens in mir ist!“

„So führe mich an's Ende der Welt!“ murmelte Carlotta — „ich will Dir folgen, wie bisher — ich würde auch Dir folgen in Noth und Tod, in Schmach und Elend — ich würde Dich nicht verlassen, auch wenn Du mich verließest — so liebe ich Dich!“

Ein lautes Pochen an der Thür unterbrach diese leidenschaftlichen Ergüsse. Charles erhob sich, um zu sehen, was es gäbe. Ein Mann in phantastischem Aufzuge, dessen Aeußeres den Künstler zu verrathen schien, trat ihm entgegen.

„Ihr Name ist Lagieres?“

Charles bejahte.

„Ich komme vom Maler Marco!“ fuhr Jener etwas geheimnißvoll fort, ohne Lagieres Zeit zu einer weiteren Aeußerung zu lassen. „Er hat Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen, und läßt Sie dringend bitten, mir deßhalb augenblicklich nach Rom zu folgen.“

Es war nicht das erste Mal, daß Marco ihm ähnliche Botschaften zugehen ließ, und Charles war zu sorglos, um Verdacht zu schöpfen. Ziemlich froh sogar, der Fortsetzung der Gefühlsscene mit seiner Frau zu entgehen, küßte er Carlotta und seinen Sohn, schwur, daß er sie ewig lieben werde, und folgte dem vorgeblichen Abgesandten des Malers in die heilige Stadt.

Er war natürlich sehr erstaunt, als er sich plötzlich, statt in der Werkstatt Marco's, in einem ihm völlig fremden Hause fand. Er fragte seinen Begleiter, ob er den Weg verfehlt, oder Marco die Wohnung verändert habe. Statt aller Antwort führte dieser ihn in ein luftiges, mit Skulpturen verziertes und durch Wachskerzen erleuchtetes Gemach, zeigte auf einen sich im Hintergrunde aus einem Divan erhebenden Mann und entfernte sich schweigend wie er eingetreten. Charles erkannte den ihm Entgegentretenden mit einem lauten Ausruf des Erstaunens.

Graziös wie immer, und mit viel tieferen Verbeugungen als nöthig war, begrüßte Mazarin den armen Charles, der noch immer nicht begriff, daß er anders als durch Versehen hierher gerathen sein könne. Auch kam er nicht dazu, seiner Bestürzung Worte zu leihen, denn Mazarin hatte sein anmuthiges Lächeln

aufgesetzt, und die Rede floß wie Honig von seinen Lippen.

„Sie werden die kleine List verzeihen, die wir angewendet, um Sie hierher zu locken!“ sagte der diplomatische Abbé — „aber wir glaubten, daß Sie die Gefälligkeit, nach Rom zu kommen, eher für einen Freund, als für einen Fremden, wie mich, haben würden, der ich nichts desto weniger Ihr sehr gehorsamer Diener bin.“

„In der That, Herr Mazarin,“ rief Charles, den das Abenteuer zu unterhalten anfing — „ich bin entzückt, Sie zu sehen, würde es aber noch mehr sein, wenn Sie mir gütigst erklären wollten, wie und wozu ich hierher gekommen.“

Mazarin that, als ob er verlegen sei, und zierte sich wie ein Mädchen am Hochzeitsabend.

„Und wenn es unsere Absicht wäre, Sie zu entführen?“ sagte er endlich ganz verschämt mit niedergeschlagenen Augen.

„Mich zu entführen!“ wiederholte Charles heiter — „sehe ich so sehr einem Mädchen ähnlich? Scherz bei Seite, Herr Mazarin — Ich bin hier und ganz Ohr für Ihre Befehle; was haben Sie mit mir vor?“

„Also ernsthaft, Herr Vicomte von Lagieres! —

Sie haben den König von Frankreich in Ihrer Person seines liebsten Gesellschafters beraubt, und Se. Majestät will Sie nicht länger entbehren. Se. Eminenz hat deßhalb dem Marschall von Crequy Befehl gegeben, Sie aufzusuchen und zurückzubringen. Der Marschall reist morgen ab, und Sie werden demzufolge die Güte haben, ihn zu begleiten."

„Morgen!" wiederholte Charles — „das ist sehr schnell, Herr Mazarin."

„Die schnellsten Entschlüsse, Herr Vicomte, sind meist die besten."

„Und wahrscheinlich," unterbrach Charles mit einem Blick, der durchdringend sein sollte, „wird man mich, falls ich mich nicht gutwillig füge, zu zwingen wissen?"

„Es wird dessen nicht bedürfen!" erwiderte Mazarin; „denn ich zweifle nicht, daß ein Gedanke an den König genügt, um Sie Ihrer Pflicht zurückzugeben."

„A la bonne heure!" rief Charles — „ich sah Sie kommen; auch ist es mir nicht unlieb, denn ich bin Franzose und habe, parbleu! die Einsamkeit und die Hitze Italiens satt. Indessen bin ich nicht so frei, als Sie denken. Da Sie meinen Aufenthalt

entdeckt haben, so wissen Sie wahrscheinlich auch, daß ich verheirathet bin —"

„Ah!" — äußerte Mazarin mit gut gespielter Ueberraschung — „das wußte ich nicht."

„Sie sehen," fuhr Charles fort, „daß es unmöglich ist, meine Frau so ohne Weiteres zurückzulassen."

„Dieser Fall," bemerkte Mazarin, „liegt außerhalb meiner Erfahrung und Beurtheilung. Da Sie indessen Neigung zu haben scheinen, nach Frankreich zurückzukehren —"

„Ob ich sie habe!" unterbrach Charles in leichtsinniger Extase.

„So wüßte ich nicht, wenn Madame einwilligte, Sie zu begleiten" —

„Mich zu begleiten!" — wiederholte Charles — „ach, Herr Mazarin! Ich fürchte, daß Se. Eminenz sie nicht so freundlich empfangen würde. Ich habe meine Frau ohne sein Vorwissen, und sicher wider seinen Willen geheirathet, denn er hatte mich einer Dame bestimmt, die mir zuwider war; er wird uns sicher wie Ausreißer und Inkulpaten behandeln."

Mazarin wandte sich zur Seite und zuckte, ohne zu sprechen, einmal über das andere die Achseln.

„Und wenn ich mich hier nicht zu Tode langweilte" — fuhr Charles fort, „so würde ich vielleicht

entfliehen, statt Herrn von Crequy zu begleiten, — So aber will und wünsche ich an den Hof zurück, und möchte nur meiner Frau die Kränkungen ersparen, mit denen, wie ich besorge, ihre Einführung daselbst nothwendig verbunden sein wird."

„Aber" — fiel der listige Mazarin ein — „nichts kann sich besser treffen. Sie lassen Madame einstweilen unter kompetentem Schutz zurück, und gehen ihr nach Paris voran, um jene kleinen Schwierigkeiten im Voraus zu beseitigen."

„Sie halten das für möglich?" rief Charles, offenbar wünschend, seine Frage bejaht zu sehen.

„Gewiß, Herr Vicomte. Herr von Crequy verläßt uns morgen. Sie theilen Madame Ihren Entschluß brieflich mit, und danken obendrein dem Zufall, der Ihnen das Schmerzliche der Trennungsstunde erspart."

Der Leser weiß bereits, daß an Charles von Lagieres jeder Zoll ein Stück Leichtsinn war.

„Meiner Treu!" — rief er nach kurzer Unschlüssigkeit — „ich glaube, Sie haben Recht — vogue la galère!"

Zweites Kapitel.

„All the world's a stage
And all the men and women are but players."
Shakespeare.

Mazarin hatte dem Cardinal von Richelieu augenblicklich nach dieser Unterredung das günstige Ergebniß seiner Nachforschungen gemeldet, indessen vergingen mindestens drei Monate, ehe Charles nach Frankreich zurückkehrte. Aufträge an die Höfe von Florenz und Turin hielten den Marschall von Crequy in Italien fest, und zu seinem Erstaunen wurde es Charles nicht gestattet, sich aus der Umgebung desselben zu entfernen. Ungeduldig, doch widerstandslos ertrug er diese halbe Gefangenschaft, und war froh, als er endlich Paris erreicht hatte. Crequy begab sich noch am Abend seiner Ankunft in's Louvre, wurde aber nicht zum Könige gelassen, weil derselbe seit mehreren Wochen unpaß war und Niemanden empfing.

Der Cardinal erhielt die Nachricht von dem Eintreffen des Marschalls im Beisein George Lagieres', der einen Tag zuvor, auf sein Geheiß, bei Hofe angelangt war. Mit lebhafter Befriedigung vernahm Richelieu, daß der junge Charles den Marschall begleitet habe, ließ in's Louvre sagen, daß er Beide noch an demselben Abend zu begrüßen wünsche, und nahm sodann das Gespräch mit Lagieres, welches sich während länger denn einer Stunde um die Zustände des Languedoc und die fortwährend unter der Asche fortglühenden Kabalen der Hugenotten gedreht hatte, von Neuem auf.

„Meine Versprechungen sind endlich zur Hälfte gelöst, Herr von Lagieres," sagte er sehr leutselig — „ich habe Ihnen Ihren Sohn zurückgegeben. Die andere Hälfte ist noch übrig, doch hoffe ich, Ihnen auch hier in Kurzem gerecht zu werden. In vierzehn Tagen kehrt Herr von Broc, so Gott will, in Begleitung des Herzogs von Orleans aus Flandern zurück, und um einen Heirathskontrakt aufzusetzen, bedarf es keiner Ewigkeit. In Bezug auf diesen habe ich Ihnen im Namen des Königs einen Vorschlag mitzutheilen. Sie sind der letzte der größeren Lehensträger des Languedoc, der dort ein festes Schloß besitzt; ich mache Ihnen darüber mein Compliment. Wenn Se. Ma-

jestät nun die Vicegrafschaft von Gaugain, als ursprüngliches, unmittelbares Lehen zurücknehmen und mit einem andern zu vertauschen wünscht, so ist es wahrlich nicht aus Mißtrauen, oder um Ihnen Schaden zuzufügen."

„Ich habe Ew. Eminenz nicht ganz verstanden!" erwiderte Lagieres etwas bestürzt.

„Reden wir aufrichtig!" versetzte der Cardinal mit einiger Vertraulichkeit, indem er Lagieres näher rückte — „Sie werden alt — Sie haben einen Sohn, der sich schwerlich je vom Hofe entfernen wird — das Lehen ist verschuldet, vernachlässigt und verwildert; es dient einer Menge von schlechtem Gesindel zum Aufenthalt, und die seit drei Monaten spukende Hugenottenkabale stützt sich zum großen Theil auf die bloße Existenz dieses Punktes, der, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, für uneinnehmbar gilt. Ich habe Ursache anzunehmen, daß die Rebellen Pläne machen, Sie sammt dem Schlosse in ihre Gewalt zu bringen, und das dürfte ihnen nicht schwer werden, weil Ihnen Mittel und Mannschaft zur Vertheidigung fehlen. Kurz, Herr von Lagieres — Sie haben, außer der Gewohnheit, keinen Grund an dem Besitze dieses düstern Schlosses zu hängen; der König aber ist durch mehr als einen solchen zu dem Wunsche

veranlaßt, es unter seine unmittelbare Botmäßigkeit zu bringen. Wir beschäftigen uns mit der Einrichtung der Provinzialintendanten, deren Residenz ihrer Würde entsprechen muß, und dem von Languedoc wüßte ich keine geeignetere anzuweisen, als das einzige feste Schloß des Landes. Das Volk der Cevennen ist aufrührerisch; die Mauern von Gaugain werden das Ansehen des Intendanten wesentlich unterstützen helfen, während für die Förderung der dazu gehörigen Distrikte durch ihn mehr als durch Sie geschehen kann. Der König schlägt Ihnen also vor, Gaugain mit einer in der Auvergne oder Touraine belegenen Herrschaft zu vertauschen, ohne daß man Ihnen über die bisherige Verwaltung Rechenschaft abfordern darf. Ich dächte, Sie könnten mit der Gelegenheit zufrieden sein, Se. Majestät auf so wohlfeile Weise zu verpflichten."

Lagieres war sehr bestürzt. „Allerdings — ohne Zweifel!" stotterte er. „Dennoch verdient ein solcher Entschluß Ueberlegung — ich hänge sehr an dem Schlosse von Gaugain —"

Ein Pochen an der Thür unterbrach den Sprecher. Der Pater Joseph trat ein, von einem Kammerdiener begleitet, welcher den Marschall Crequy und Charles von Lagieres meldete. Der Cardinal

befahl, Beide in die große Galerie zu führen, und sagte dann zu Lagieres:

„Sie thun sehr wohl, sich Alles zu überlegen, Herr Vicegraf; ich bin aber ganz sicher, daß meine Gründe durchdringen werden; ich bitte Sie, auch das zu bedenken. Haben Sie einstweilen die Güte mich hier zu erwarten; ich begrüße nur Herrn von Crequy in der großen Galerie, und werde gleich mit Ihrem Sohne zurückkehren."

Jetzt war Lagieres ganz sicher, daß sein Verhältniß mit de Broc verrathen sei, und daß man beide unschädlich machen wolle, bevor der Aufstand zur Reife gediehen sei. Er sah den Cardinal scheinbar entschlossen, ihn zu schonen, aber er traute ihm nicht und ängstigte sich vor de Broc, so sehr er auch im Grunde seines Herzens von ihm loszukommen wünschte.

Der Pater Joseph kehrte, nachdem er den Cardinal bis zur Thür begleitet und an derselben leise einige Worte mit ihm gewechselt hatte, langsam um, und begann einige, auf einem Tische liegende Papiere zu entfalten. Der Schloßherr von Gaugain warf einen verstohlenen Blick hinüber, und erkannte Briefe von de Broc's Handschrift, lange Namenslisten — eine mit rothen Strichen sonderbar durchzogene Karte von Frankreich, mit der Unterschrift: Entwurf zu

einer Republik der Hugenotten; daneben die Zeichnung eines kolossalen Petschaftes, einen Engel darstellend, der sich auf einen Anker stützt; darunter stand mit großen Buchstaben: „Siegel der Republik.“ Auch sah er ein Bildniß des verbannten Herzogs von Rohan, und erkannte an mehreren Pergamentrollen das in rothem Wachs ausgeprägte Wappen desselben; de Broc's Verschwörung mußte also weiter gehen, als er selber wußte. Es ward ihm angst und bange, er brannte vor Begier sich dem Pater Joseph anzuvertrauen, mit dem er seit geraumer Zeit ja schon eine gewisse Vertraulichkeit unterhielt, und von dem man die Absichten des Cardinals jedenfalls am besten erfahren konnte. Er näherte sich ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ah çà, Messire Joseph“ — sagte er, in seiner gewöhnlichen laxen Weise — „man hat mir einen schönen Brei angerührt.“

Der Kapuziner stellte sich, als ob er von gar nichts wisse. Obgleich Lagieres es ihm nicht glaubte, wiederholte er doch auf sein Verlangen Alles, was Richelieu mit ihm gesprochen.

„Pardi!“ — rief Joseph, die Hände in die Seiten stemmend — „ich dächte, der Brei ließe sich verschlucken. Könnt Ihr was Besseres wünschen, als Eure Schulden los zu werden und eine Herrschaft in

einer Paris benachbarten Provinz zu bekommen? Ihr seid kein Ränkeschmied, kein Aufrührer, kein Hugenott. Was thut Ihr mit dem Nest da unten?"

Lagieres zerquetschte seine Hände. „Sie wissen nicht Alles," brachte er endlich heraus. „Man könnte des Teufels werden. Ich soll mich schnell entscheiden, und möchte doch wenigstens warten, bis de Broc aus Flandern zurückkommt. Wäre es Ihnen nicht möglich, die Eminenz bis dahin zu vertrösten?"

Joseph zuckte die Achseln. „Wir temporisiren nicht gern!" sagte er; „und, aufrichtig gesagt, taugt es auch nicht viel. Lassen Sie sehen. Was soll de Broc Ihnen nützen? Aus Ihren Andeutungen habe ich hier und da schon vor Zeiten entnommen, daß Sie mit unserm Herrn Gesandten ein ganz besonderes Verhältniß haben. Reden Sie frei heraus — was steckt dahinter? Vielleicht kann ich Ihnen eben so gut und besser noch als Monsieur Olivier rathen."

„Je nun" — fuhr Lagieres heraus — „gesagt ist es leicht genug — Ich habe de Broc das Schloß verschrieben. Hatte ich ihn nicht, um mich von meinen Schuldnern zu befreien, so mußte ich mir eine Kugel durch den Kopf schießen. Er rettete mich aus hundert Verlegenheiten und erhielt dafür die

Verfügung über mein Schloß Gaugain — er hat mein Wort versiegelt und verbrieft."

„Wahrhaftig!" — rief Joseph triumphirend, indem er ein lautes Gelächter aufschlug — „hätte man mir gesagt, daß der Großtürke keinen Harem mehr halten wolle — ich würde es eher geglaubt, als Ihnen diesen Streich zugetraut haben. de Broc das Schloß verschreiben! de Broc Ihre Schulden bezahlen! Ei, und woher nimmt Herr von Broc die Schätze des Crösus? Und welcher Edelmann griff je zu einem solchen Mittel, so lange er noch einen König und ein Burgverließ hatte, um unverschämte Gläubiger hineinzusperren?"

„Ihr redet schöne Dinge!" unterbrach Lagieres kleinlaut; „der Cardinal sollte sie nicht hören. Was wollen Sie denn aber, daß ich thun soll? — Ich habe Ursache, de Broc zu fürchten —"

„Wirklich," entgegnete der Pater — „Monsieur Olivier ist schlau, und unsere Eminenz thut Unrecht, an einen Menschen, der sich selbst so vorzüglich zu helfen weiß, so viel Güte zu verschwenden. Was Sie thun sollen, Messire von Lagieres? Sich allen Wünschen Sr. Eminenz fügen! Das liegt am Tage, und somit genug davon."

Er wandte Lagieres den Rücken.

„Ich sage Ihnen aber, daß ich mit de Broc in Gegenwart von Zeugen einen schriftlichen Kontrakt gemacht!" rief Lagieres in der peinlichsten Verlegenheit; „das muß ich Sr. Eminenz doch wenigstens sagen."

„Ich bitte Sie, Mann," erwiderte Joseph umkehrend und Lagieres bei den Schultern fassend — „verschonen Sie die Ohren Sr. Eminenz mit einer solchen Dummheit und blamiren Sie sich nicht. Sie müßten billig wissen, daß bei Besitzungen, die von Haus aus Lehen waren, ein derartiger Vertrag nie und nimmermehr als gültig betrachtet, und wenn Sie sich nicht gutwillig geben, vor's Parlament kommen und kassirt werden wird. Glauben Sie mir, de Broc ist von dem Allen unterrichtet und wird sich nicht unterstehen, seines Vertrags mit einer Sylbe zu erwähnen. Ich rathe Ihnen als Freund, Niemanden durch Widerstand zu reizen; es könnten gewisse Erinnerungen aufwachen, die nicht allzu beredt zu Ihren Gunsten sprechen dürften."

„Still, still!" unterbrach de Lagieres ängstlich — „was damals geschah, war Alles wider meinen Willen. Ich werde thun, was Se. Eminenz von mir verlangt, wenn Sie versprechen, mir gegen de Broc beizustehen."

„O, mit Vergnügen!" rief Joseph — „denn, im

Vertrauen, ich kann diesen Menschen nicht ausstehen; Sie werden Ihrerseits Sr. Eminenz Ihren Entschluß sofort mittheilen; ich hoffe, daß er gleich zurückkommen wird. Ueber einen so guten Vorsatz muß man niemals die Sonne untergehen lassen."

Der Cardinal trat in der That nach wenigen Minuten in's Zimmer. Er hatte den jungen Charles an der Hand, der ihm, wie es schien, mit etwas beklommenem Herzen folgte.

„Ich freue mich, Herr Vicomte, Ihnen endlich unsern Flüchtling zurückzubringen!" sagte Richelieu, indem er ihn dem älteren Lagieres zuführte, der ebenfalls mit etwas süßsaurem Ausdruck vor sich nieder sah.

Charles ging seinem Vater entgegen, und verneigte sich — mehr traurig als ehrerbietig. Der Cardinal wandte sich weg, und näherte, Vater und Sohn sich selber überlassend, sich dem Kapuziner, welcher in einer Ecke auf ihn lauerte.

„Wie ich Ew. Eminenz sagte — ganz wie ich sagte!" flüsterte er händereibend. „Ich habe den Baum geschüttelt, und die Frucht ist dann endlich richtig herabgefallen. de Broc hat vermittelst eines Vertrags mit dem Alten auf Gaugain gehaust, wie es ihm beliebte, und somit läge denn der Grund der Kabale ziemlich offen da. Es macht mir königlichen



Spaß, daß wir den Schleicher beim Schopfe haben; und daß wir ihm den Preis seiner schlauen Anschläge auf so feine Art eskamotiren, freut mich noch mehr, als es ihn überraschen wird."

Der Cardinal seufzte kurz auf und winkte dem Kapuziner, sich zu entfernen. Er glaubte den beiden Lagieres einen Dienst zu erweisen, indem er ihre steifen und erzwungenen Begrüßungen abkürzte, und näherte sich ihnen mit der ihm eignen, etwas stolzen Herablassung.

„Es ist schwer für einen Staatsmann, den Dank eines Menschen zu verdienen! ich habe das eben noch erfahren!" sagte er — „hier aber hoffe ich endlich einmal auf dieses seltene Glück. Ich habe Ihnen nicht allein Ihren Vater zuzuführen, Herr Vicomte — noch heute Abend werde ich Befehl geben, Ihre schöne Verlobte, Fräulein von Broc, aus dem Kloster von Sankt Annen, wo sie Ihrer Rückkehr harrt, nach Paris zu geleiten; in wenigen Tagen wird Ihr Glück vollkommen sein."

Charles' blasses Gesicht bedeckte sich bei diesen Worten mit Purpur; er zitterte, etwas zu sagen, was er doch sagen mußte. Richelieu bemerkte es und wollte ihm ausweichen, aber Charles faßte einen Entschluß.

„Herr Cardinal!“ rief er, indem er ihm wehmüthig und treuherzig in's Gesicht blickte — „Sie sind so gut, daß es mich schmerzt, Sie zu betrüben — — Sie wissen nicht, wie unglücklich ich bin!“

Richelieu blickte ihn fragend an. Dem alten Lagieres ward himmelangst; seufzend und hochroth im Gesicht, drehte er sich auf einem Flecke hin und her.

„Ich kann das Fräulein von Broc nicht heirathen!“ brach Charles aus — „ich kann es nicht, auch wenn ich wollte — — Ich bin verheirathet!“

Der Cardinal hatte es durch Mazarin erfahren, zog aber vor, es nicht zu wissen.

„Sie?!“ äußerte er kurz und streng.

„Ich flehe Ew. Eminenz, diesen Leichtsinnigen nicht anzuhören!“ fiel Georges Lagieres ein — „er ist ein junger Thor, der nie im Leben ein vernünftiges Wort gesprochen hat!“

Der Cardinal gebot dem Vicegrafen mit einer Geberde, sich ruhig zu verhalten. „Sie glauben also verheirathet zu sein!“ fuhr er, gegen Charles gewendet, fort — „lassen Sie doch sehen, Herr von Lagieres — wen haben Sie denn geheirathet?“

„Eine junge Italienerin!“ erwiderte Charles erröthend.

„Ihr Name?“

„Carlotta Andarini.“

Der Cardinal zuckte die Achseln.

„Mein lieber Vicomte,“ sagte er in ziemlich gütigem, doch festem Ton — „es thut mir leid, Ihnen Schmerz zu machen; aber wissen Sie denn nicht, daß, was Sie Ihre Heirath nennen, in Frankreich völlig null und nichtig ist? Dergleichen Verlegenheiten entstehen, weil junge Leute Ihres Alters sich nie mit ernsten Dingen beschäftigen. Hätten Sie genug Theilnahme für Ihre vaterländischen Gesetze, um sich ein wenig damit bekannt zu machen, so würden Sie wissen, daß nach dem —ten Kapitel des Code Michand alle heimlichen Ehen, zumal zwischen Franzosen und Ausländern, als ungültig bezeichnet und im Voraus kassirt sind. Ich würde die Ihrige gern bestätigen, um eine Unsittlichkeit zu vermeiden; indessen muß ich die Gesetze in Kraft erhalten, auch da, wo mein Gefühl dagegen streitet. Ich selbst würde vergeblich versuchen, Sie zu unterstützen, schon weil Ihr Verfahren in keiner Weise zu rechtfertigen ist; Sie waren mit Fräulein Broc verlobt, bevor Sie nach Italien gingen.“

„Man hatte meine Zustimmung nicht!“ unterbrach Charles — „man hatte das Gerücht verbreitet wider meinen Willen.“

„Und weßhalb wider Ihren Willen?" entgegnete Richelieu. „Fräulein von Broc ist jung und schön und die Freundin Ihrer Majestät —"

„Und die Geliebte Monseigneur's von Soissons!" fiel Charles ihm selbstvergessen in die Rede. „Man weiß, weßhalb sie vor so und soviel Zeit in's Kloster von Sankt Annen ging. Hätte ich's nicht für entehrend gehalten, meinen Namen und mein gutes Wappenschild zum Deckmantel einer fürstlichen Liebschaft herzugeben, so würde ich meines armseligen Daseins halber nicht so viel Umstände gemacht haben."

Es entstand eine kurze Pause, während welcher Jeder der drei Anwesenden sich einer stummen Aufregung überließ; Richelieu brach endlich das Schweigen.

„Ich habe es satt, diese lächerlichen Anschuldigungen zu widerlegen!" sagte er, blaß vor Zorn und innerer Bewegung. „Sie werden sich mit Fräulein Broc vermählen, weil der Wille Ihrer Majestät und die bereits zu viel geschmähte Ehre der jungen Dame es erfordern. Wahrlich, man hat entehrendere Dinge vom französischen Adel gesehen, und ich habe nie diesen übermüthigen Stolz begriffen, der sich auf nichts als Ausschweifungen, Raufereien und eine lange Reihe von Vorfahren gründet, die eben nichts

Besseres thaten und eben so schmutzige Reden führten."

„Ich danke dem Himmel," erwiderte Charles mit einer feinen und stolzen Bewegung, „daß keines der genannten Vergehen das Schild der Lagieres befleckt hat."

Der Cardinal machte eine Bewegung, welche deutlich verrieth, daß seine Geduld zu Ende sei; trotzdem bezwang er sich und sagte ziemlich gelassen:

„Sie müssen ermüdet sein, Herr von Lagieres; ich will Sie heut nicht länger in Anspruch nehmen."

Charles war somit entlassen. Er entfernte sich, während sein Vater auf einen Wink des Ministers zurückblieb, und stand verlassen und einsam in den Galerieen des neuerbauten, ihm völlig unbekannten Cardinalspalastes, kaum wissend, nach welcher Seite er sich wenden, um den Ausgang zu erreichen, und wohin er gehen solle, wenn er ihn erreicht. Der arme Charles, vor zwei Jahren auf dem Wege, allmächtiger Günstling zu werden, wußte in diesem Augenblick buchstäblich nicht, wo er die Nacht zuzubringen habe. Er, dem vor zwei Jahren, wenn er nicht selbst die Schranken aufgehoben, Niemand anders als mit Ehrfurcht genaht war — er, dem man jede Anrede mit demüthiger Schmeichelei umhüllt — der über die Gunst des

größten Königs der Christenheit verfügt hatte — er irrte jetzt unbekannt und herabgekommen an dem ihm fremd gewordenen Hofe umher, und mußte es ertragen, von jedem Pagen und jedem Kammerdiener mit neugieriger Geringschätzung betrachtet zu werden. Alle seine natürliche Heiterkeit vermochte ihn nicht von der schrecklichen Traurigkeit zu retten, die langsam auf ihn niedersank. Ohne Muth und Lust, Jemanden anzureden, ging er, wohin ihn seine Füße gerade trugen, und bemerkte nicht, daß große Thränentropfen leise über seine abgezehrten und hektisch gerötheten Wangen rannen. Plötzlich kam ihm Jemand entgegen — er stutzte, und sah in ein bekanntes Gesicht; er bemerkte, daß die ihm neugierig nachfolgenden Pagen bei dieser Annäherung ehrerbietig und überrascht zurückwichen.

„Charlot! Sind Sie's?" — rief eine kräftige Stimme, von einem derben Schlag auf die Schulter begleitet. — „St. Denis und zehn Galgen — Sie sind beinahe unkenntlich geworden!"

„O, Monseigneur von Soissons!" rief Charles, indem er sich ohne Scheu und Rücksicht dem Grafen in die Arme warf — „wie bin ich glücklich, daß wenigstens Sie sich noch des armen Lagieres erinnern, der hier am Hofe keine Heimath mehr hat!"

„Pah!“ rief der Graf mit einer herzhaften Umarmung, „man hat nur das verloren, was man selber aufgiebt, Charles! — Wie ich es verstehe, werden Sie bald genug am Hofe eine dauernde Heimath finden, denn Ihre Verlobte ist Ihnen treu geblieben und auch ihr Schwager wird nicht lange auf sich warten lassen.“

„Und müssen auch Sie mich daran erinnern! Sie, der Sie am besten wissen, wie sehr mir diese Verhältnisse zuwider sind —“

„Und sie war so schön!“ unterbrach der Graf schwärmend — „Sie sind ein Undankbarer, Charlot! Wär' ich an Ihrer Stelle, so würde ich mich für den beneidenswerthesten Menschen halten; denn, Sankta Maria — wenn der Cardinal nicht gewesen, so wäre Stephanie von Broc schon längst die Gräfin von Soissons!“

„Sie!“ äußerte Charles sehr überrascht — „mein Gott, was könnte denn der Cardinal dagegen haben, der mich nur an den Traualtar schleppt, weil er für die Ehre dieser bei der Königin vielleicht unersetzlichen Dame — verzeihen Sie, gnädiger Herr! — keinen andern Deckmantel, als meinen Namen findet?“

„Still, still!“ — rief Soissons — „wir sind im Cardinalspalast; Sie kennen Ihren Boden nicht

mehr; man athmet hier nur noch durch den Willen des Ministers. Weßhalb er mir nicht freie Verfügung über meine Hand läßt, fragen Sie? — Ich soll seine Nichte, die Comballet, heirathen — das ist es! — aber wir werden noch darüber reden, Charles — wir werden noch darüber reden. Alle Teufel! — Ich, Louis von Bourbon! — Beim Himmel, es ist mir lieb, Charles, daß Sie zurückgekommen."

„Und meine Nebenbuhlerschaft brauchen Sie nicht mehr zu fürchten, Herr Graf; denn was der Cardinal auch sagen mag — ich bin verheirathet. Ob nach dem Code Michaud gültig oder nicht — gleichviel! — Ich habe in meinem Leben nicht gehört, daß Edelleute sich mit Gesetzbüchern befassen."

„Verheirathet!" rief Soissons mit weitgeöffneten Augen. „Das haben Sie gewagt? Was wird der König dazu sagen?"

„Was könnte er sagen, das ich nicht bereits gehört— O, gnädiger Herr, führen Sie mich zum König! Er wird mir helfen, denn er ist gerecht, und Sie, der Sie ja auch bei dieser Sache betheiligt sind, werden mir Ihre Fürsprache nicht versagen."

„In der That," erwiderte Soissons — „wir können es versuchen, obgleich der König sehr verändert ist. Indessen wollen wir sehen, ob ihm noch

Kraft genug geblieben ist, sich gegen eine Maßregel des Ministers gewinnen zu lassen."

Der Graf von Soissons nahm den kürzesten Weg nach dem Hauptportal des Cardinalspalastes, winkte seiner Karosse und fuhr mit Charles hinüber nach dem Louvre. Man sagte ihm, daß der König sich amüsire, und wahrscheinlich Niemanden vorlassen werde; der Graf bestand jedoch auf seinem Anliegen, und befahl mit einigen derben Worten dem dienstthuenden Cavalier, ihn Sr. Majestät zu melden. Dieser kam nach kurzer Zeit mit dem Bescheide zurück, daß der Graf kommen könne, wenn er wolle, und Soissons schritt in Begleitung Charles' einen langen Corridor hinab, an dessen Ende eine Thür war, die man ihm als den Eingang des Zimmers bezeichnete, worin der König sich eben aufhielt. In einem Anflug seines alten Uebermuthes, ungeduldig, den Monarchen wiederzusehen, der ihn einst so verschwenderisch durch seine Gunst ausgezeichnet, lief Charles dem Grafen voran und öffnete die Thür nach kurzem, kaum vernehmlichem Klopfen. Im Hintergrunde eines langen, schmalen, ohne die geringste Pracht ausgestatteten Zimmers, gewahrte er hinter einem Haufen von Gegenständen, die er in der Dämmerung nicht unterscheiden konnte, den blassen, von einem

großen, auf dem Kaminroste flackernden Feuer beleuchteten Kopf Ludwig's XIII. Er that einen Schritt vorwärts, stolperte über ein Barbierbecken, welches, von einer Heerde von Bürsten und Kämmen umgeben, mitten vor der Thüre stand, und blieb vor Erstaunen unbeweglich, als er in einer Ecke zehn bis zwölf Edelleute kahl geschoren und rasirt erblickte, welche einen canonartigen Gesang anhuben, von dem er folgende Worte verstand:

„Mein lieber Bart, mein armer Bart
Wer hat dich so frisirt?
Der große König Ludwig hat
Sein ganzes Haus barbiert.
Von Allen, denen lustig sproß
Der Haarwuchs in die Höh',
Ließ er den spitzen Bart allein
Dem Vetter Richelieu!"

Je mehr diese Musik sich ihrem Ende näherte, desto unordentlicher gingen die Stimmen durcheinander, bis die letzte Strophe in unaufhaltsamem und schallendem Gelächter endigte. Sie war von Ludwig's Composition, und der Monarch erhob sich ganz verdrießlich bei dem erwähnten Ausbruch von Lustigkeit, als er den Vicomte gewahrte, der, von der Neuheit der Scenen überrascht, ihn anstarrte, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Ah çà, Messire Charles," sagte er sehr gleich-

gültig, indem er ihn, wie es schien, ohne die geringste Ueberraschung anblickte — sind Sie endlich wieder da? Man sieht, daß Sie lange nicht am Hofe waren, weil Sie nicht wissen, daß man, bevor man bei mir eintritt, mit einem Kamme an die Thür kratzt." *)

Dem armen Charles hätten bei diesem Empfang die Thränen aus den Augen stürzen mögen. Was war aus diesem Könige geworden — wie mußte er heruntergekommen sein an Leib und Geist, wenn es ihm möglich war, sich in einer Zeit, wie die damalige, solchen Narrenspossen hinzugeben! Welches Verhängniß trug die Schuld dieses Verfalles? Was hatte er, der augenscheinlich längst Vergessene, von diesem Könige zu hoffen?

Das Chor der Geschorenen kam jetzt heran und umringte den hier fast Allen noch bekannten Charles mit lebhaften Begrüßungen.

„Du siehst," unterbrach Ludwig, „daß wir uns nützlich beschäftigen; man muß sich in Geschicklichkeiten üben, und wenn Du einen Bart hättest, so würde ich Dir gleich zeigen, wie man ihn abscheert. Wenn Du willst, kannst Du uns spicken helfen; das ist eine nützliche Kunst auf Feldzügen, wo man

*) Historisch, wie das Vorhergehende.

nicht immer einen Koch hinter sich haben kann; freilich taugst Du nicht zu dergleichen. Beringhen! wo ist der Bratspieß, und warum brennt das Feuer nicht besser? Ihr verdientet Schläge, und es ist Euer Glück, daß Ihr Edelleute seid!"

Der Angeredete warf ein Scheit Holz zum Feuer, und Charles sah mit stummem Erstaunen, daß Jeder der Anwesenden von dem Tische, hinter welchem der König bei seinem Eintritt gesessen, eine Kalbskeule und eine Spicknadel von der Länge einer halben Elle nahm und, nachdem sich Jeder einen Platz am Feuer gesucht hatte, eifrig das genannte culinarische Geschäft zu betreiben begann. Der König war zuerst fertig und blickte triumphirend auf sein Werk, während er mit Charles zankte und ihm sein müßiges Dastehen vorwarf. Er bemerkte, daß der arme junge Mann einen Gegenstand, den er nicht erkennen konnte, aus seinem Wamms zog und an die Lippen drückte. Mißtrauisch und neugierig, befahl er ihm, denselben vorzuzeigen, und ereiferte sich sehr, als Charles mit der Erfüllung dieses Befehls zögerte.

„Ach, Sire," rief Beringhen, von Mitleid ergriffen — „sehen Sie doch auf seinen Anzug! er will vielleicht noch Ihre Majestät begrüßen, und unsere

Nähe möchte der Sauberkeit seiner schönen Toilette Gefahr drohen."

„In der That" — erwiderte Ludwig XIII. mit dem eiskalten Ton der Abspannung — „er ist noch immer der Alte, und ich weiß nicht, weßhalb ich ihn so sehr geliebt habe. Baradas war ein Spaßvogel, und St. Simon in seinen Jagdberichten zuverlässig, er aber war von jeher zu nichts zu brauchen. Ich wette, daß er ungern zurückgekehrt ist und möchte wissen, was er dort fortwährend betrachtet."

Mit einem gebieterischen Wink befahl er Charles, sich zu nähern, und faßte ihn unsanft bei der rechten, eine kleine goldene Kapsel umschließenden Hand, welche zu öffnen er sich lange vergeblich bemühte. Endlich kam er damit zu Stande und erblickte, bei dem zitternden Schein des erlöschenden Feuers, das Bild der Andarini, der schönen Tänzerin von Monte Colonna bei Sorrento, die seinem Gedächtniß noch immer gegenwärtig war. Er betrachtete es einen Augenblick, schloß dann die Kapsel, steckte sie zu sich und sagte streng zu dem Vicomte:

„Du bist ein Leichtsinniger. Ich werde dieses Bild behalten. Du kannst jetzt gehen; übrigens bin ich Dir nicht böse, und wenn Du mich lieben willst, so werde ich Deine Thorheiten vergessen."

Charles machte vergebliche Versuche sein Medaillon zurückzuerhalten. Sein Herz war so voll, daß er nicht wußte, was er vor Aerger und Weh hätte thun mögen; und schon verwünschte er hundertmal die Thorheit, Italien und seine schöne Frau verlassen zu haben.

Der Graf von Soissons, welcher, an der Thüre stehend, der stumme Zeuge dieser Scene gewesen war, trat jetzt, halb belustigt, halb entrüstet vor.

„Sire," sagte er, „Sie sind sehr hart gegen den armen Charles, der sich so sehr gefreut hat, Sie wiederzusehen, und ich bin überzeugt, daß Sie es bereuen werden, sobald Sie mir gestatten, zwei Worte mit Ihnen allein zu reden."

Der König war nicht ohne Zuneigung für den Grafen von Soissons; er fürchtete ihn auch ein wenig; aber er wußte, daß er nicht gut mit dem Cardinal stand. — Das war gleichzeitig ein Grund, ihn gern zu haben und zu scheuen. Erdrückt durch Richelieu's Uebergewicht, wußte der arme Ludwig sich nicht mehr gegen die Pein seines inneren Zwiespalts zu schützen; in seiner Sehnsucht nach Freiheit und dem Bewußtsein seiner Untüchtigkeit fürchtete er fortwährend, eine seiner Pflichten zu verletzen.

„Der arme Charles ist Ihrer Freundschaft wahr-

lich sehr bedürftig," sagte der Graf; „der Cardinal will ihn zu einer Heirath zwingen, und er weigert sich dessen mit Recht, weil er schon eine Frau in Italien hat. Das Fräulein von Broc aber, die seit so langer Zeit im Kloster von Sankt Annen eingesperrt lebt, ist viel zu schön und tugendhaft, um Jemandem, von dem sie nicht geliebt wird, aufgeopfert zu werden."

„Das Fräulein von Broc!!" wiederholte Ludwig, von einer Erinnerung überrascht — „ja, ja — der Cardinal hat mit mir davon gesprochen; Sie müssen freilich ein großes Interesse daran nehmen."

Der König hatte in Bezug auf die Prinzen verschiedene, ganz besondere Befürchtungen. Er wollte niemals zugeben, daß sie sich an auswärtige Prinzessinnen verheiratheten, aus Furcht, daß sie zu mächtig werden möchten. Den Grafen von Soissons, dessen herrische Gemüthsart er kannte, suchte er am ängstlichsten davon zurückzuhalten, und Richelieu bestärkte ihn darin; andrerseits kannte er Richelieu's Wunsch, ihn seiner Nichte zu vermählen, und diesen Plan fürchtete er, der Machtvergrößerung seines Ministers wegen, noch mehr, als jede ihm von außen drohende Gefahr.

Dies Alles ging mit erneuerter Deutlichkeit durch

seinen Kopf, und es kam ihm ein, nach seiner Meinung äußerst glücklicher Gedanke.

„Sie würden sehr wohl thun, das Mädchen zu heirathen!" sagte er kaltblütig; „sie ist schön und wird von der Königin geliebt; außerdem haben Sie, wie ich glaube, Unrecht an ihr gehandelt; ich bitte Sie, denken Sie daran!"

Der Graf von Soissons erröthete; es war, als ob dieses Wort Ludwig's XIII. den Funken eines Entschlusses in sein Blut geworfen habe.

„In der That, Sire," sagte er — „Sie sprechen da ein Wort von größerer Folgenschwere, als Sie wissen mögen; ich werde an diesen Vorschlag zurückdenken; zweifeln Sie nicht daran."

Drittes Kapitel.

„'T were vain, to weep, to speak or sigh
Oh, more than tears of blood can tell
When wrung from quilt's expiring eye
Are in that word!"

Byron.

Es war an diesem Abend Zirkel bei der Königin, und der Graf von Soissons begab sich hinüber in die bereits gefüllten Zimmer. Er that es nicht zum Vergnügen, denn statt wie sonst, im heiteren Spiel des Geistes und Witzes sämmtliche Anwesende zu vereinen, boten diese Versammlungen nur noch das Schauspiel kleiner, von einander getrennter Gruppen, welche ängstlich und behutsam über ernste Gegenstände lange und ermüdende Gespräche führten. Steif und gelangweilt saßen die Hofdamen in ihrer schwarzen, durch ein Edikt bestimmten Kleidung hinter der Königin, welche sich mit dem Herzog von Crequy unterhielt. Von Zeit zu Zeit drang von den jenseits der Seine be-

legenen Kai's ein dumpfes und wirres Getöse herüber, welches von einzelnen Volkshaufen herrührte, die sich in Folge der herrschenden Aufregung in der Cité zusammenrotteten und, ihrer Mißstimmung Luft machend, schreiend den Fluß entlang zogen.

„Sie kommen aus der Sitzung des Klerus im Augustinerkloster!" sagte die Königin zu Crequy — „und ich bezweifle nicht, daß Sie von derselben erbaut sind, indem die Versammlung, wie ich höre, Alles zu bewilligen gedenkt, was Se. Eminenz von ihr verlangt."

„Es ist zu hoffen," erwiderte Crequy, „obgleich die Herren hier an der Furcht vor dem Mißfallen des Papstes eine bequeme Hinterthür haben, die Sr. Eminenz Manches zu schaffen macht. Indessen hoffe ich, dem heiligen Vater bewiesen zu haben, daß es nicht möglich ist, in ökonomischen Sachen immer seine Erlaubniß nachzusuchen, zumal wo es sich um einen für die katholische Kirche so wichtigen Gegenstand handelt, wie hier. Das habe ich der Versammlung mittheilen wollen."

„Ich höre," fiel Anna ein, „daß die Hugenotten des Südens sich wieder zu regen beginnen; doch kommen die Nachrichten aus Languedoc selten und unverbürgt und überschreiten den Kreis des König-

lichen Rathes erst, wenn die Ereignisse, auf die sie sich beziehen, vorüber sind."

„In der That," antwortete Crequy, ehrerbietig der königlichen Unkenntniß begegnend — „die Hugenotten des Languedoc, von jeher Gegenstand der gerechtesten Befürchtungen, haben, trotz der ihnen höchst ungünstigen Umstände, eine neue Schilderhebung versucht, und es handelt sich um Aufstellung einiger Regimenter, die diesen zu früh ausgebrochenen, doch, wie es scheint, gut angelegten Aufstand aus dem Grunde vernichten sollen."

„Und haben wir nicht Armeen genug?" forschte Anna. „Wozu die vielen Truppensendungen nach der Picardie? Bedarf es solcher Heeresmacht, um eine unbedrohte Grenze zu schützen? Das Volk befürchtet weitergreifende Pläne — und wenn ich wüßte —"

Sie unterbrach sich, sah den Herzog von der Seite an und schwieg, obschon mit sichtlicher Ueberwindung. Crequy verstand dies Schweigen. Die eigensinnigen Sympathieen Annens von Oestreich für Spanien waren bekannt, und Jeder wußte, daß sie einen offenen Bruch mit dem Hause Habsburg als eine persönliche Beleidigung auffassen und, so viel ihr möglich, rächen würde.

„Ist es denn wahr, Herr Herzog," warf eine sehr junge Hofdame dazwischen, „daß die Herren vom Klerus alle mit einander Perrücken tragen?"

„Schon wieder solche Kindereien, Madame?" sagte Anna von Oestreich ernsthaft. „Es sollte mich nicht wundern" — sprach sie dann forschend weiter — „wenn Se. Eminenz an einen Krieg mit Spanien dächte. Obgleich das Volk die Aussicht fürchtet, so liebt doch der Franzose die Veränderung und den Nationalruhm, und wer ihm Aussicht giebt, diesen zu vermehren, und überdies den Prinzen und Großen durch Visionen von Gouvernements und Marschallsstäben zu schmeicheln versteht, darf stets der allgemeinen Begeisterung gewiß sein. Nicht wahr, Herr Graf von Soissons, das sagen auch Sie, der Sie bei Ihrer besonderen Kenntniß der Volkszustände darüber belehrt sein müssen?!" —

Der Graf von Soissons traute Annen von Oestreich nicht, und begnügte sich deßhalb die Achseln zu zucken. „Der Aufstand im Languedoc dürfte sich wenigstens nicht durch kriegerische Pläne gegen das Ausland legen!" sagte er mit bedenklicher Miene.

„Ei was!" rief Crequy — „er wird nicht weit her sein; die Feder eines Diplomaten hat ihn gemacht,

und ein ächter Aufstand datirt sich nicht aus einem Kabinette."

„Die Feder eines Diplomaten!" unterbrach die Königin — „kann es denn wahr sein, was man sich bei uns als Hirngespinnst des Pater Joseph erzählt — daß Herr von Broc sich dabei betheiligt habe?"

Ein neues Achselzucken von beiden Seiten versetzte Annen in große Ungeduld. Sie stand auf; das Licht eines Kronleuchters fiel auf ihr schönes Gesicht und ihre königliche Gestalt. Sie war noch immer schön, aber ihre Erscheinung trug Spuren von innerem Leiden; die einst so kecke Stirn, die übermüthig schwellende Lippe, die blühende Wange war blaß geworden, und sprach von durchweinten Nächten, von gebrochnem Stolz, von unterdrückten Kämpfen.

Halb hinter einem Leuchterstuhl versteckt, ließ sie den Blick über die Versammlung schweifen. Am Eingang des Zimmers, unfern von ihr, standen drei Männer in eifrigem Gespräch, die ihr den Rücken kehrten. Verschiedene Worte, die zu ihr herüberdrangen, fesselten ihre Aufmerksamkeit; sie strengte ihr Gehör an, und verstand, daß es sich um wichtige, ihr noch völlig unbekannte Nachrichten handle.

„Es scheint um so nöthiger," hörte sie den Kanzler Séguier sagen, „daß Oxenstierna sich persönlich mit

Sr. Eminenz berathe, als der Sieg des Cardinal-Infanten bei Nördlingen nur durch Mißverständnisse der Schweden und Franzosen in Deutschland möglich gemacht wurde."

„Und sein Kommen steht um so gewisser in Aussicht," bemerkte Chavigny, „als der durch Verrath herbeigeführte Verlust von Philippsburg und die unkluge Prahlerei des Cardinal-Infanten auf seinem Zuge nach Flandern nicht dazu beitragen dürften, die Krisis weiter hinauszuschieben."

„Und mehr als Alles," näselte der Staatssekretair Desnoyers, „ist Se. Eminenz über die Verletzung des Völkerrechts empört, welche die Spanier durch den Ueberfall und die Gefangennahme des Kurfürsten von Trier, eines unter französischem Schutze stehenden neutralen Fürsten, ganz neuerdings verübt haben. Wenn sie uns nicht Genugthuung geben, so wird diese heimtückische Handlung die gerechteste Veranlassung zum Bruche eines faktisch kaum noch bestehenden Friedens sein."

„So hoffen wir denn" — schloß Herr von Bullion, der dicke Oberintendant der Finanzen, „daß Herr von Crequy den Zweck seiner römischen Gesandtschaft erreicht, und daß die Herrn vom Klerus gehörig blechen; denn jedenfalls würde eine zu starke Be-

steuerung des Volkes, welches ohnehin seit den Vorfällen in Philippsburg und dem hugenottischen Süden in gereizter Stimmung ist, uns empfindliche Verlegenheiten bereiten."

Anna von Oestreich hatte das Alles deutlich gehört.

„So wär's denn möglich!!" murmelte sie — „er wäre entschlossen, mein Herz zu brechen und meine heiligsten Sympathieen zu verletzen, um einen eitlen Traum von Größe wahr zu machen!"

Sie senkte den Blick zur Erde und stand — sie wußte selber nicht, wie lange. Plötzlich fuhr sie auf, als ob ein Nervenschlag sie getroffen habe.

„Ich grüße Ew. Majestät!" sagte die sanfte Stimme Richelieu's mit ungewöhnlich weichem Ausdruck.

Die Königin unterdrückte einen Wehlaut und bewegte die Hand nach dem Herzen; ihr war, als ob eine Ohnmacht sie anwandle. Zwei ihrer Damen eilten hinzu; sie aber machte eine abwehrende Bewegung, ließ sich langsam auf ein Tabouret nieder und neigte sich gegen Richelieu mit dem verstellten anmuthigen Lächeln, mit dem man in den Höfen die Krebsschäden und Todeswunden des Innern zu verdecken pflegt.

Aber den Cardinal täuschten diese Künste nicht. Er beugte sich ein wenig zu ihr nieder mit dem Ausdruck des Schmerzes, den er empfand.

„Anna!" sagte er leise — „wozu dieser Blick des Grames — wozu?"

Es war Schmerz und Vorwurf und der Versuch eines milden Trostes in einem Ton. Die Königin erhob einen schnellen und glühenden Blick zu dem feinen, frühgealterten Antlitz des großen Mannes, den sie nie verstanden, und den sie trotz aller Leidenschaft nie geliebt.

„Ich muß Sie sprechen!" erwiderte sie eben so leise, aber mit dem Tone der Entschlossenheit.

Der Cardinal verbeugte sich. Die Königin winkte ihrer Dame d'atour, und ersuchte den Minister mit einer Handbewegung Platz zu nehmen.

„Ich höre," sagte sie dann ziemlich gemessen und gleichgültig, „daß der Aufstand im Languedoc einen bedrohlichen Charakter annimmt, Herr Cardinal, und möchte Ihnen eine Bitte aussprechen, die ich freilich schon mehr als einmal vergeblich gethan, die ich aber nichts desto weniger bis zu ihrer Erfüllung wiederholen werde —"

„Madame!" entgegnete Richelieu etwas ver-

legen — „das ist unmöglich; ich muß Ihr Wort für den Eingang eines Scherzes halten."

„Nichts weniger als das!" — erwiderte Anna trocken; es ist nur allzuwahr."

Der Graf von Soissons trat hier zu der Gruppe und begrüßte den Minister.

„Es handelt sich nämlich," fuhr Anna fort, „um meine Hofdame Fräulein von Broc, die noch immer im Kloster von Sankt Annen weilt, und die ich endlich an den Hof zurückberufen möchte."

„O!" rief der Graf von Soissons entzückt — „Ew. Majestät rufen in Fräulein Broc die Schönheit, die Anmuth und die Tugend selbst in unsern Kreis zurück!"

Der Cardinal, der damals die ausgesprochene Absicht hegte, den Grafen von Soissons durch eine Heirath mit seiner Nichte für immer an sich zu fesseln, ward durch diese Aeußerung unangenehm berührt.

„Sie haben ein treues Gedächtniß, Monseigneur!" bemerkte er scharf und finster. „Was Fräulein Broc betrifft," fuhr er dann, zu Anna gewendet, fort, „so stand ihrer Rückkehr nach Paris kein anderes Hinderniß entgegen, als das ihres eignen Entschlusses, in St. Annen die Rückkehr ihres Verlobten abzu-

warten. Nun aber hat der Marschall von Crequy uns den Vicomte von Lagieres zurückgeführt."

„Und diesen Leichtsinnigen, von dem man seit Jahr und Tag nichts erfahren, betrachtet man noch immer als den Verlobten der unvergleichlichen Stephanie?" warf Soissons mit einem Tone ein, der die Absicht verrieth, den Minister zu reizen.

„Allerdings, Herr Graf!" — antwortete Richelieu kalt. „Der Herzog von Crequy hat Herrn Mazarin zu neuen und genaueren Nachforschungen veranlaßt, deren glücklicher Erfolg uns in den Stand setzt, Fräulein von Broc aus ihrer Verbannung zu erlösen. Ich erwarte nur einen Wink Ihrer Majestät, um genauere Verfügungen zu treffen. Von den Unruhen im Languedoc ist bis dahin nichts für ihre Sicherheit zu besorgen, weil ich versichern kann, daß es mit dem Hugenottenaufstand durchaus nichts auf sich hat."

„Man hegt" warf Anna ein — „doch ganz absonderliche Vermuthungen —"

„O, ja!" — erwiderte Richelieu lächelnd — „mein guter Pater Joseph hat eine wunderliche Geschichte in Umlauf gesetzt, die Herrn von Broc als den Urheber der Kabale bezeichnet, weil er Hugenott und Freund des Vicegrafen von Gaugain ist, dessen Schloß die Rebellen als Hoffnungsanker für das Gelingen

ihrer Unternehmung betrachten. Ich für meinen Theil bin entschlossen, dieses Gerücht nicht zu kennen, und hoffe mit einem Haufen Aufrührer, der auf ein Paar unbefestigte Städte und ein erst zu eroberndes festes Schloß trotzt, mit Gottes Hülfe auch noch fertig zu werden."

„Ich höre," erwiderte Anna, „daß Sie Truppen in's Languedoc entsenden; das dürfte doch blutige Verwickelungen geben, und da ich für meine Hofdame besorgt bin, so bitte ich Ew. Eminenz —"

„Gewiß!" fiel Soissons ein; „wo es sich um die Freundin Ihrer Majestät handelt, kann man nicht vorsichtig genug sein."

Richelieu ward roth vor Aerger; aber er bezwang seine Aufwallung.

„Der Herr Graf von Soissons," sagte er, „hat so sehr Recht, daß ich mich jedes ferneren Wortes über diese Materie enthalten kann."

Er verbeugte sich gegen die Königin und gesellte sich zu dem Kanzler, welcher noch mit Chavigny und dem Herzog von Crequy sprach. Der Graf von Soissons lehnte über den Stuhl der Königin und sagte leise:

„Mein Freund Lagieres würde gewiß glücklich sein, Madame, an dieser Stelle zu stehen und zu



erfahren, ob Ew. Majestät ihm ihre Gunst zurückgeben kann —"

„O, Herr Graf," entgegnete Anna etwas spitz, „er hat sie nie besessen, und daß er sich hier nicht einstellt, ist der schlagendste Beweis dafür, daß er sich ihrer unwerth fühlt. Ich kann ihm nicht vergeben, daß er Freundschaft und Liebe zugleich verrieth, und habe wahrlich keine Lust, meine Freundin einem Leichtsinnigen, wie Ihrem Vicomte, aufzuopfern."

„Madame" — entgegnete Soissons noch leiser — „es dürfte ein Glück für den Vicomte sein, wenn Sie diese Gesinnung festhielten. Er liebte Fräulein Broc nun einmal nicht; weßhalb? — ich weiß es nicht; aber das Herz ist eigensinnig und läßt sich nicht gebieten. Er hat den Knoten also auf einfache Weise gelöst; er hat sich in Italien verheirathet —"

„Verheirathet!" widerholte die Königin — „welche unerhörte Keckheit! Verheirathet, ohne weder den König, noch Se. Eminenz zu fragen! Und Stephanie! — armer Engel! — meine schöne, kluge, fromme Stephanie! Wahrhaftig, Herr Graf, ich freue mich ihretwegen über die Verheirathung des Herrn von Lagieres!"

„Und wenn Fräulein Broc geruhen wollte," flü-

sterte der Graf von Soissons, „ihre Augen auf einen Unwürdigen zu werfen, der rein und treu ihr schönes Bild in seiner Seele bewahrt, so dürfte sich für sie ein besserer und getreuerer Eheherr finden, als der Vicomte von Lagieres.“

Mit dem äußersten Erstaunen blickte Anna von Oestreich dem Grafen in's Gesicht.

„Sie, der Sie die Nichte des Cardinals ausschlagen, weil sie Ihnen nicht ebenbürtig ist —“

„O, Madame,“ unterbrach Soissons — „Liebe löscht alle Unterschiede aus — aber auch nur sie vermag es; jede Herablassung ohne Liebe ist eine Schmach, die keine Buße sühnen kann.“

Die Königin fuhr zusammen, und über ihr Gesicht zog eine fahle, gebliche Blässe, die sie alt erscheinen machte, viele Jahre älter als sie war. Sie blickte auf und begegnete über zwei Zimmer hinweg dem Auge Richelieu's, und erbebte wie ein zitternd Blatt im Abendwinde, sei es vor dem ewig ungelösten Räthsel dieses Auges, sei es vor der Wahrheit, die der junge lebensfrohe Mann, der Graf von Soissons, vor ihr ausgesprochen, ohne das Entsetzliche derselben zu fühlen.

Der Graf aber war von der Wichtigkeit seines

Gegenstandes zu sehr erfüllt, um die Königin zu beobachten, und fügte hinzu:

„Nun aber will Se. Eminenz die Heirath des Vicomte nicht als gültig anerkennen, und bringt den armen Charles durch sein Bestehen auf der Vermählung mit Fräulein Broc zu einer Verzweiflung, der nur die meine gleichkommt."

„Thut er das — thut er das wirklich?" stammelte Anna von Oestreich, sich mühsam zusammennehmend — „nun denn, beruhigen Sie sich, Herr Graf! — die Sache betrifft in der Person meiner Freundin auch mich, ich will noch heute mit Sr. Eminenz darüber reden."

Sie stand auf, gab ihren Damen ein Zeichen und verließ das Zimmer, indem sie mehr in Gedanken als in Wirklichkeit zum Abschied grüßte. An der Thür stand sie plötzlich still, als ob sie etwas Wichtiges vergessen habe, winkte dem dienstthuenden Kammerherrn, und sagte mit Anstrengung:

„Ich lasse Se. Eminenz bitten, mir eine halbe Stunde Gehör zu schenken; ich werde ihn im blauen Audienzsaale erwarten."

Der Kammerherr verbeugte sich und schritt sofort zur Erfüllung seines Auftrages. Die Königin entfernte sich langsam. Zwei an der Thür harrende

Pagen leuchteten mit Windlichtern voran bis zu ihrem Schlafgemach. Dort angekommen, legte sie ihre Juwelen ab und vertauschte ihren Shawl von kostbaren Brüsseler Kanten mit einem Mäntelchen von schwarzem, mit Gold bordirtem Sammet, das dunkel und prächtig auf der blaßgelben Robe niederfloß.

Sie hatte diese geringen Aenderungen ihres Anzuges kaum beendet, als plötzlich durch das Fenster dasselbe Getöse erscholl, welches sie bereits am Abend beunruhigt hatte. Sie befahl das Fenster zu öffnen, lehnte hinaus, und sah auf den dunkeln, meist noch ungepflasterten Kai's eine Menge schwarzer Schatten hin- und wieder gleiten, welche vernehmlich fluchten, den Grafen von Soissons leben ließen, und schwuren, daß der Cardinal am Galgen verlernen solle, ohne Weiteres die Stadtmauern einzureißen und dem Feinde dadurch Thor und Thür zu öffnen*).

„Tolles Volk!“ murmelte Anna von Oestreich — „es kennt keine Grenzen in seinen Empfindungen, aber es denkt wie ich. Es will keinen Krieg mit

*) Richelieu hatte die Nordseite der Stadtmauer einreißen lassen, um sie zu erweitern, indem die Stadt seit Karl VII., dem Erbauer jener Mauern, sich so bedeutend vergrößert hatte daß sie besagte Seite derselben nur zur Hälfte einschloß.

Spanien, und wenn ich noch eine Spur von Gewalt über ihn habe, so soll es auch nicht dahin kommen!"

Sie befahl den Audienzsaal zu erleuchten, begab sich dahin und entließ ihr Gefolge. Allein geblieben, starrte sie eine Minute lang in die Flammenpyramide eines prächtigen krystallenen Kandelabers, welcher in dem damals noch seltenen Luxus von zwei venezianischen Spiegeln wiederstrahlte; dann beugte sie sich rückwärts und bedeckte ihr Gesicht mit ihren beiden Händen.

„O Liebe, Liebe, Liebe — Verblendung der Liebessehnsucht!" murmelte sie — „Du hast mich zu Grunde gerichtet!"

Und sie hatte ja Recht: von ihrem glücklosen Herzen hatte die letztverflossene Zeit die letzte Täuschung, den letzten Blüthenstaub abgestreift.

Wenn man jung ist, trägt man das Unglück; die Morgenröthe des Lebens übergießt auch die Wüste, auch den rauhen Fels mit duftigem Schimmer, und die Reue ist nicht bitter, wenn man, um sie auszulöschen, eine Zukunft vor sich hat.

Ist man aber auf den Gipfel des Daseins gelangt, und blickt den Berg hinab, an dessen Fuße Tod, oder Vernichtung oder Ewigkeit — gleichviel wie man's benennt, unser wartet — und hat man

nichts hinabzunehmen, als die Erinnerung an ein verwüstetes Leben und selbstverschuldete, selbstgesuchte Irrthümer, dann erstaune Niemand, wenn die mißleitete Natur mit Aufbietung der letzten Kräfte in ihr eigenes Gegentheil umschlägt, gleichviel ob zu neuen und schwereren Verirrungen.

Anna von Oestreich hatte versucht, das Verhängniß zu begreifen, welches sie einem Manne, den sie einst gehaßt, mit der Verblendung der Jugend in die Arme geführt. Sie hatte sich müde gedacht bis zum Sterben, und war der Wahrheit nicht um einen Schritt näher gekommen. Sie wollte die Thatsache wegleugnen, vergessen die ewige Demüthigung ihres Lebens, an der ihr besseres Selbst, seitdem sie sich verlassen geglaubt, langsam zu Ende krankte. Vergebens! — sie mochte sich drehen und wenden und krümmen in den Irrgängen einer selbstgeschmiedeten Logik — es blieb dabei: sie hatte ihn geliebt —

Und daß sie ihn geliebt — sie, Anna von Oestreich, die Herrscherin von Frankreich, die Tochter Spaniens, in deren Ahnenreiche die Sonne nicht unterging — daß sie sich einem Zauber beugen müssen, wo sie es nicht gewollt, daß sie sich ihm mit Leidenschaft ergeben, während sie nichts als eine Ziffer in der Kette seiner Berechnungen gewesen — das

war der Gedanke voll unendlicher Finsterniß — die Quelle endloser Verbitterung, welche ihre Seele überfluthete, wie die wilde und düstere Meereswoge das nächtige Ufer beschäumt.

Und er wollte sie und ihre heiligsten Gefühle verachten, wollte Spanien den Krieg erklären und zu Grunde richten das Land, wo ihre Wiege gestanden hatte!!

Nein! — er sollte und durfte es nicht.

Ein Geräusch an der Thür schreckte sie auf; sie hörte die drei üblichen Musketenstöße der Wachen bei der Ankunft des Cardinals. Langsam zog sie die Hände vom Gesicht — es war aschenbleich und starr, als sei das Leben daraus gewichen.

Der Cardinal trat ein, die Thür ward geschlossen; die Vorhänge rauschten hinter ihm nieder. Die Königin winkte ihm, sich zu nähern; er schien es nicht zu bemerken und verharrte unbeweglich am Eingange. Auf ihrem Antlitz lag ja das ganze Elend des gemalten Pomps — der Theatergröße, die Alles, nur sich selbst nicht, zu täuschen vermag. Richelieu erbebte vor der Tiefe des Jammers, der unentstellt und ungeschminkt aus diesen gesunkenen Zügen ihm entgegen leuchtete.

Die Königin begegnete seinem Blick mit einiger

Entschlossenheit und schien zu erwarten, daß er sie anrede. Als er schwieg, zuckte sie leicht die Achseln, besah mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Malerei auf ihrem Fächer und näherte sich ihm endlich mit der ihr eignen, so stolzen Haltung, welche fast schrecklich gegen den Ausdruck ihres Gesichts abstach.

„Ich habe mit Ihnen reden wollen, Herr Cardinal —"

„Anna!" rief Richelieu — und die sanfte Stimme, obwohl leise auch jetzt, schrillte in gebrochenen, zerrissenen Accenten durch die Stille — „Anna, ich kann es nicht mehr ertragen, diese Pein, dieses grundlose Leid, die stummen Vorwürfe Deines blassen Gesichts! Rede! — womit habe ich sie verdient?"

Die Königin verzog die Lippen zu einem kalten Lächeln. Der Cardinal schauderte davor zurück; es erschien ihm wie eine bittere, gräßliche Verzerrung.

„Ich sehe Dich leiden!" wiederholte er, indem er eine ihrer Hände — das einzige, was an ihr tadellos schön geblieben, wie ehedem — ergriff und heftig drückte — „ich sehe Dich leiden und weiß den Grund nicht und weiß kein Mittel, es zu ändern — — Bei dieser lilienweißen Hand, die ich vergöttert habe, seit Du, ein Kind, von jenseits der Pyrenäen zu uns

herüber kamst, bitte ich Dich: Rede!! was habe ich Dir gethan?"

Anna glaubte zusammenbrechen zu müssen; aber der Instinkt ihrer königlichen Würde hielt sie aufrecht. Sie entzog dem Cardinal ihre Hand; kalt stand sie auf und seufzte.

„Lassen wir begrabene Erinnerungen ruhen!" sagte sie fast unhörbar; „die Zeiten, wo diese Sprache zwischen uns einen Sinn hatte — sie sind vorbei."

„Sind sie es?" rief Richelieu mit leisem, aber gewaltsamem, gebieterischem Ton — „meinst Du, Königin von Frankreich, daß sie es sind? — Du irrst und weißt es, daß Du irrst, und schlimm für Dich wie für mich, wenn diese Sprache wirklich ihren Sinn verloren hätte. Sieh, wir sind keine Kinder mehr — haben von unserm Leben nichts mehr übrig zum Vergeuden — laß uns nicht mit einander ein armselig Versteckspiel treiben, für das unsere Naturen zu groß sind — — Ich fühl' es an den brennenden Schmerzen, die der Zug des Grams auf Deinem erbleichenden Antlitz stündlich in meine Seele schleudert — an der nagenden Angst, mit der ich die sterbende Flamme Deines Auges, das qualvolle Zucken Deiner Wimpern verfolge, daß ich wie ehedem Leben und Ruhm hinwerfen könnte, um die entfliehende



Jugend aufzuhalten, die mich mit allen Schauern glühender Seligkeit bis zur Abgötterei, bis zum Wahnsinn, bis zur Sünde hingerissen hat —"

Er ergriff auf's Neue ihre bebenden Hände.

„Nicht so!" unterbrach die Königin abwehrend und bleich vor Erregung — „nicht so, Herr Cardinal! — achten Sie mich mehr. Betteln Sie nicht bei der Vergangenheit um Ausdrücke für eine gewaltsam angefachte Regung längst erloschner Glut, welche die Jahre nicht Lügen zu strafen vermögen, wo ich mit hoffnungsloser Verzweiflung gerungen, trostlos und allein."

Der Cardinal stand auf und ging zwei- oder dreimal im Saale auf und ab; die Königin warf sich auf eine Ottomane nnd verbarg das Gesicht in die Polster. Mit verschränkten Armen blieb Richelieu endlich neben ihr stehen, betrachtete einen Moment die gebeugte, noch immer schöne Gestalt, und sagte langsam und gehalten:

„Ich könnte mich für Deine Vorwürfe durch Dein Erröthen rächen — könnte Dir sagen, daß Du an mir gezweifelt, weil ich aufhörte, Deine Umarmungen zu suchen — könnte Dir die Widersprüche Deines eigenen Innern mit Deiner nutzlosen und schwächlichen Reue nachweisen — — aber wozu? — Siehst Du

in meinen Worten einen Versuch, mit der Leidenschaft, die mich seit zwanzig Jahren wie durch Verzauberung an Dich reißt, noch einmal jene Sinnlichkeit zu verschmelzen, zu der Dein toller Haß in einem unglückseligen Moment mich trieb, so wisse, daß Du auch hier im Irrthum bist, und daß Du mein Gefühl für Dich nie begriffen, wenn Du in meiner Sinnlichkeit sein Wesen suchst. Ich wußte stets, daß ihre Gluten uns nicht beglücken würden, denn nur die blühende Jugend, die die Arme öffnet und sich hingiebt, weil sie nicht anders kann, genießt, weil sie unschuldig ist und unentweiht. Wir aber, die wir das Leben kannten, wir hatten nur die Pein der Aufregung, die Raserei einer im Voraus verdammten Lust zu erwarten, und darum liebte ich Dich mit den Qualen der Sehnsucht, nicht nach Deinem körperlichen Besitz, nein — nach der Herrschaft über Deine Vernunft, Deine Empfindung, Deinen Geist. Du solltest mir angehören, ohne durch meine Leidenschaft befleckt zu werden, aber Du selbst fordertest die Dämonen heraus — — Ich war ein Mensch, und sündigte —"

„Hören Sie auf!" rief Anna aufspringend — „bei allen Himmeln, bei allen Heiligen, hören Sie auf!"

Sie preßte die Hände an die Stirn und an die Brust, welche ungestüm und regellos wogte.

„Dieser Mensch macht mich wahnsinnig!" rief sie außer sich — „seine kluge Beleuchtung unserer entsetzlichen Vergangenheit bringt mich um."

Sie wankte quer durch den Saal; die Schleppe rauschte auf dem Parquet; der Mantel glitt von ihren Schultern — so blieb sie stehen — so kehrte sie wieder um.

„Sie geben also vor, mich noch zu lieben!" sagte sie tonlos und trockenen Auges.

„Ich liebte Dich immer!" erwiderte Richelieu — „Du nahmst mich gefangen durch einen Bann; weder mein Wille noch der Deinige kann mich erlösen."

„Lüge, Lüge — nichts als Lüge!" rief die Königin — „was soll mich denn an diese Liebe glauben lehren, wenn Deine Handlungsweise mir Verachtung zeigt? Ich gab mich Dir, und tauschte keine Rücksicht, keine Gunst, nicht die Erfüllung des geringsten Wunsches ein —"

„Anna — Anna —"

„Ich bat Dich um das Leben Montmorency's — Du hast seinen Kopf fallen lassen; ich bat um Deinen Schutz für meine Freundin — Du hast sie aufgeopfert; ich bat Dich — o Schmach, daß ich es sagen muß — ich bat Dich um mein — eigenes Kind, Du hast es mir verweigert —"

„Weil ich es mußte!“ fiel Richelieu ein; „die Gründe liegen am Tag —“

„Ich habe Dich gebeten, den Frieden mit meinem Bruder aufrecht zu erhalten und mir nicht graden Weg's das Herz zu brechen!“ fuhr Anna fort. „Was fragst Du darnach? Gleichgültig trittst Du, den Visionen Deines maßlosen Ehrgeizes zu Gefallen, das Gefühl der Königin von Frankreich, wie das der furchtbewegten Völker in den Staub. Daß ich die Bitten einer Welt befürworte, die sich nach Frieden sehnt, gilt Dir gleich; Anna von Oestreich ist ein Sandkorn unter Deinen Füßen, kaum des Fußtrittes werth, der es hinwegschleudert. Ich weiß, Du willst in Flandern einrücken. Ich weiß von Deinen Rüstungen, Deinen Correspondenzen mit allen auswärtigen Höfen, von Deinen erneuerten Bündnissen mit den Fürsten Deutschlands und Italiens — von der erwarteten Ankunft des schwedischen Kanzlers Oxenstiern. Nicht umsonst versammeln sich, von ehrgeizigen Hoffnungen beseelt, alle berühmten Namen des Krieges und der Diplomatie, und nicht umsonst geht durch das müde Volk ein Murren des Unwillens gegen Dich, der Du sein Glück verbluten lässest vor dem Götzenbilde nationaler Größe —“

„Die Verhältnisse von Europa,“ unterbrach Riche-

lieu fest — „sind Dir nicht gegenwärtig wie mir; Spanien hat in der Person des Kurfürsten von Trier das Völkerrecht verletzt, und weigert uns die schuldige Genugthuung. Es ist unnöthig und unmöglich, die Lüge des Friedens länger aufrecht zu erhalten."

„Du bist entschlossen?" schrie sie auf.

„Die Loosung der Zeit heißt: Frankreich oder Spanien! noch schwankt die Waage der Geschicke Europa's!" sagte Richelieu. „Ich — stehe für Frankreich!!"

„Und das ist Liebe!" hauchte Anna außer Fassung — „nun wohl, Herr Cardinal! — Mein Vaterland ist Spanien! — Ich will es nicht opfern lassen!"

„O ewige Vernunft!" rief Richelieu. „Anna, Dein Vaterland ist da, wo Dein Thron steht. Sei nicht so sehr Weib! — sei größer als Dein Herz — wirf sie von Dir, diese rasende Urtheillosigkeit, die da glaubt, daß eine Laune den Gang der Weltgeschichte regeln dürfe! Was hat meine Liebe gemein mit den Entschließungen meiner Politik? Ist's meine Schuld, wenn Du Dich eigensinnig weigerst, ihre Nothwendigkeit zu begreifen? Du hast mich schwach gesehen — Du kennst Deine Gewalt über mich — ich habe zu Zeiten Montmorency's, als Flandern sich mir in die Arme warf, aus Liebe zu Dir dem König von

Spanien seine Provinz zurückgegeben. Jetzt ist es anders — Frankreichs Ruhm, und das verletzte Recht von Völkern und Fürsten fordert meine Waffen heraus. Und nicht so sehr will ich sündigen gegen meinen Beruf, als zu vergessen, was ich meinem eigenen Werke, was ich der Geschichte schuldig bin, die dereinst Rechenschaft von mir verlangen wird, und der allein ich Rechenschaft zu tragen gedenke. Sonst fordere was Du willst — ich werde es gewähren. Begehr' von mir das Schwerste — begehr' das höchste persönliche Opfer — begehr' mein Leben, wenn Du es verantworten magst! Mit dem Leben enden meine Verpflichtungen gegen die Welt; Du magst es nehmen. Ich kann nichts weiter thun."

Die Königin rang mit ihren Empfindungen. Verwirrt und aufgelöst, fühlte sie nichts mehr, als die Nothwendigkeit, diese Scene zu enden. Sie athmete tief auf, und sank auf ihre Ottomane zurück.

„Nun wohl, Herr Cardinal!" sagte sie todesmatt — „ich werde Ihre Ergebenheit erproben."

Der Cardinal führte ihre Hand an die Lippen; dann küßte er auch den Saum ihres Kleides. Darauf wandte er sich zum Weggehen. Als er die Thür öffnete, zuckte er zusammen: sie hatte ihn zurückgerufen — sie war ihm nachgekommen.

„Ich habe bereits eine Bitte an Ew. Eminenz — wenn Sie daran denken möchten —"

„Nicht diese Demuth, die mich tödtet!" hauchte Richelieu — „was befehlen Ew. Majestät?"

Anna zauderte einen Augenblick.

„Ich bitte, daß meiner Hofdame Stephanie von Broc gestattet werde, bei ihrer Rückkehr zwischen dem Vicomte von Lagieres und Monseigneur von Soissons ihren Gemahl zu wählen. Ich höre ohnehin, daß der Vicomte verheirathet ist, und ersuche Sie, falls meine Hofdame nicht auf Vollziehung seines früheren Verlöbnisses dringt, in diesem Fall Gnade für Recht ergehen zu lassen."

Der Cardinal verbeugte sich tief, vielleicht um zu verbergen, daß diese Bitte ihn unangenehm berührte. Indessen konnte er sein eben verpfändetes Wort nicht brechen, und sagte leise und kurz:

„Der Wille Ew. Majestät geschehe."

Viertes Kapitel.

„J'admirai dans mon âme quelles sont les vaines occupations de ce monde.“

Motteville.

In seinem Palaste angekommen, erfuhr der Cardinal, daß die Herrn von Beautru und Chavigny nebst Mehreren vom geheimen Rathe mit Depeschen auf ihn warteten. Erregt auf's Aeußerste, wie er war, bedurfte es seiner ganzen Selbstbeherrschung, um sie zu empfangen und zu hören, und mehr noch, bei Kenntnißnahme des Inhalts der Depeschen seine Fassung zu behalten. Es waren Nachrichten von den verschiedenen Armeen. Der Herzog von Rohan, im Einverständniß mit den aufrührerischen Hugenotten des Südens, verschwendete im Veltlin vergebens Leute und Geld. Angesteckt durch das Beispiel des Languedoc, erhoben sich die Bauern der Normandie, um den gefürchteten Krieg niederzuhalten. In Deutschland, wo das seines Fürsten beraubte, der Rohheit der Spanier preisgegebene Kurfürstenthum Trier um Ret-

tung schrie, vereitelte die Eifersucht der Schweden und Franzosen und die Schwächlichkeit der verbündeten deutschen Fürsten jeden Erfolg. In Flandern rüstete der wachsame Cardinal-Infant mit aller Macht, und eine spanisch-kaiserliche Armee unter Piccolomini und Johann von Werth näherte sich der Picardie, um beim ersten Signal des Friedensbruchs in Frankreich einzufallen.

„Meine Herren," sagte der Cardinal, „das sind zum Theil ungünstige Nachrichten; indessen ist es so ziemlich das erste Mal, daß uns die böse Laune des Kriegsgottes trifft, und wir haben keinen Grund, uns zu beklagen. Vor allen Dingen muß man sehen, daß das Volk so wenig als möglich Kunde davon erhalte. Der schwedische Kanzler Graf von Oxenstierna zeigt mir seine baldige Ankunft an; es bedarf neuer Bürgschaften zwischen uns und Schweden, und wir werden sie beiderseits mit Freuden geben, wo es sich darum handelt, Spanien, den Erbfeind der europäischen Ruhe, zu schwächen. Wir werden das Nähere morgen in Gegenwart Sr. Majestät im geheimen Rathe verhandeln. Die Hauptsache ist, die Feindseligkeiten hinzuhalten, bis sämmtliche Festungen der Picardie in Stand gesetzt und alle Grenzen besetzt sind, und da wir in der Person des Herrn von Broc

einen sehr gewandten Vertreter unserer Interessen in Flandern haben, so läßt sich hoffen, daß es gelingen werde. Auf Wiedersehen morgen früh um sechs Uhr, Herr von Chavigny. Meine Herren — Sie sind entlassen."

Der Cardinal blieb allein und durchsah noch einmal die Papiere, dann nahm er den einen der silbernen Armleuchter vom Tische und leuchtete über eine große, an der Wand hängende Karte von Europa. „Wir dürfen uns nicht übereilen!" sagte er langsam vor sich hin — „denn dieses Spanien, wie morsch auch, ist immer ein Koloß, der uns in seinen Trümmern begraben kann. Aber hier, die rings von unserm Gebiet umschlossene Franche-Comté — das unzufriedene Flandern, das gährende Catalonien — der Wurm der Empörung in Portugal — das Alles sind Spaniens sterbliche Stellen, und es ist hülflos, weil seine Völker so träge, als seine Beherrscher schwach sind. Wenn ich beharrlich bin, stürzt es zusammen."

Hier ward die Thür aufgerissen; der Cardinal wandte sich um und erblickte den Pater Joseph. „Du kommst mir sehr gelegen!" sagte er. „Ich hatte Befehl gegeben, de Broc einstweilen zurückzurufen, erfahre aber so eben durch einen nicht officiellen Bericht, daß

Johann von Werth mit einer Armee an der Grenze lauert. Wir sind noch nicht gerüstet, müssen also den Bruch bis zur völligen Beendigung unserer Vorbereitungen verzögern, und ich weiß Niemanden, der im Hinhalten und Laviren geschickter wäre, als de Broc."

„Zu spät!" erwiderte Joseph, der sich vergebens bemüht hatte, Richelieu zu unterbrechen. „Ihr Herr von Broc muß seine Reise maßlos beschleunigt haben; er ist heut Abend zurückgekommen. Ich sage Ihnen, dieser Mensch ist gefährlich; wär' es möglich, daß er von unserm Plan in Bezug auf den Lehenstausch von Gaugain eine Ahnung hätte — ich würde sagen, daß dieser Grund seine Eile veranlaßt hat."

Der Cardinal besann sich einen Augenblick. „Das kann nicht sein!" sagte er; denkbar aber wär' es, daß er mit dem neuen Volksführer und Friedensapostel, dem Grafen von Soissons, im Bunde wäre, der offenbar mit allen Aufrührern unter einer Decke steckt. Woher sonst bei dem strengen Geheimniß unserer Verhandlungen die kriegerischen Gerüchte, welche das Volk so sehr beunruhigen? Woher, wenn nicht durch Aufwiegelung und Schutz von oben, die Aufregung der Provinzen, denen ich noch so eben ein Viertheil der Steuern erließ?"

„Ich glaube nicht, daß dieser Bund bereits geschlossen ist!" antwortete Joseph; „der Graf sagte noch gestern dem kleinen Charles, daß ihm eine Ehrenerklärung wegen seiner Schwester abgefordert worden und daß de Broc verrückt sei; aber es könnte leicht so kommen, wie Sie sagen; man hat oft gesehen, daß zwei Gegner sich vertragen, sobald sie einen Gegenstand gemeinsamen Hasses entdecken."

„Und einen Gegenstand gemeinsamen Interesses!" fiel Richelieu ein. „Das ist es, was hier gefährlich werden kann. Der Graf von Soissons will die Broc heirathen und die Königin unterstützt diesen Plan —"

„Um's Himmelswillen!" rief Joseph — „wenn das laut wird, so ist der Teufel los; Sie können sich denken, wie dieser Gedanke bei de Broc Feuer fangen würde. Darum auch stecken der Graf und dieser kleine Lagieres die Köpfe zusammen, und wenn de Broc sich dazu gesellt, so weiß der Himmel, was daraus entstehen kann. Abgesehen davon, daß der Plan für Frau von Comballet aufgegeben werden müßte, würde der Graf gefährlich werden, sobald ein energischer Geist sich seiner bemächtigte. Zumal in diesem Augenblick, wo er die Stimmung des Volkes von Paris in Händen hat! de Broc wäre dazu gerade der Rechte. Er ist eine Schlange. Er darf

weder von der Heirathsidee des Grafen, noch von dem bewußten Tausch erfahren, bis erstere unmöglich gemacht und letzterer vom Parlamente einregistrirt ist. Es wird sehr wenig Schwierigkeiten machen, denn das Parlament von Toulouse ist durch die schlechte Verwaltung der Vicegrafschaft von Gaugain zu oft belästigt worden, um gegen die Umwandlung desselben in ein Krongut etwas einzuwenden; die Chambre des arrêts aber muß thun, was wir wollen. Die Hauptsache ist, daß Alles fein heimlich verbleibe, und der alte Lagieres, der allein Betheiligte, wird schweigen, sobald wir ihn Ihres Schutzes in jedem Falle versichern. Sie müssen sobald als möglich mit Sr. Majestät sprechen. Was die Königin betrifft, so denke ich, hat es mit ihrer Einmischung nicht viel zu sagen."

Der Cardinal ging auf und ab. „Ich habe eine Scene gehabt," ächzte er — „eine Scene, die mir noch an allen Nerven reißt; Philipp von Comines hatte Recht, wenn er sagte, daß für einen Staat die Frauen das größte Uebel sind. Sie verlangt Beweise meiner — — Ergebenheit, an die sie nicht mehr glaubt. Spare Deine Vorwürfe, Joseph, sie hätte, wenn sie gewollt, mich heut zum Aeußersten gebracht. Sie will, daß man ihrer Hofdame die



Wahl zwischen Lagieres und dem Grafen gestatte — ich habe es ihr versprochen."

Der Kapuziner sann einen Augenblick.

„Da Sie es versprochen haben, kommt es also darauf an, sich der Entscheidung der jungen Dame zu versichern; das wird sich machen lassen."

Der Cardinal näherte sich dem Kapuziner mit einer Geberde, als ob er ihm um den Hals fallen wolle, sank jedoch in einen Stuhl, indem er in die Worte ausbrach:

„Welche fürchterliche Langeweile! Welche unerträgliche Qual! Von meinen riesengroßen Plänen jede Minute abgerufen zu werden, um einer elenden Vorzimmerkabale entgegen zu treten! Schmeicheln und laviren zu müssen, um sechs Fuß Erde zu beherrschen, während ein Welttheil von mir Gesetze empfängt!!"

Der Pater schüttelte den Kopf.

„Sie bürden sich mehr auf, als Sie nöthig hätten!" fiel er ein; „man kann Sie kaum bemitleiden. Warum, frage ich Sie, haben Sie nicht längst auf meinen Rath gehört, sich dieses Ränkeschmieds von Broc mit einem Male zu entledigen? Es ist noch Zeit dazu. Einen aus lauter Zweideutigkeiten zusammengesetzten Menschen, der noch dazu eben so

unangenehm als falsch ist, kann man nur fürchten. Für seine Kabalen im Süden haben wir Beweise. Monsieur kehrt zurück; Sie stehen auf dem Punkte, Spanien den Krieg zu erklären, und brauchen keinen Unterhändler mehr in Flandern."

Der Cardinal zerstampfte zwei bis drei Federn; auf seinem Gesicht kämpfte eine mühsam errungene Mäßigung mit der zunehmenden Verbitterung seines Innern. Endlich stand er auf und sagte, etwas ungeduldig: „Ich habe Dir zehnmal gesagt, daß dieser Broc als Diplomat und als Spion zu unbezahlbar ist, als daß ich mich leichtsinnig seiner berauben möchte; man zerbricht ein Messer nicht, aus Furcht, daß es uns selber einmal schneiden kann; de Broc hat mir trotz Allem was Du sagst, in Flandern mehr genützt, als seine unsinnigen Kabalen mir schaden können, und ich werde suchen ihn zu strafen und unschädlich zu machen, ohne die Möglichkeit aufzugeben, mich seiner bei Gelegenheit auf's Neue zu bedienen."

Den Pater Joseph berührten diese Worte durchaus nicht angenehm, denn seine Abneigung gegen de Broc ward durch die Eifersucht verstärkt, welche Richelieu's Werthschätzung seiner diplomatischen Geschicklichkeit ihm einflößte.

„Nun wohl!“ sagte er endlich — „das wird sich finden, jedenfalls ist es gut, in diesem Augenblick Aufsehen zu vermeiden; lassen Sie also sein Hiersein gar nicht bekannt werden, und schicken Sie ihn gleich morgen in's Languedoc, um seine Schwester zu ihrer Vermählung nach Paris zu bringen. Da er dort unten genug zu thun haben wird, so kommt er sicher von selbst nicht wieder, bis er muß; natürlich muß man ihm geheime Aufseher mitgeben. Ich werde unterdeß dem Fräulein durch den Pater Valmar beweisen lassen, daß die Heirath mit Lagieres der Wille des Himmels ist; ihr kluger Bruder selbst wird sie darin bestärken. Dann kommt es darauf an, sie herzubringen und ihn dort festzuhalten, und wenn Sie ihn durchaus frei gehen lassen wollen, so wird er endlich an den Hof zurückkehren, ohne zu ahnen, daß Chapelle Gaugain und eine fürstliche Verschwägerung ihm unterdeß verloren ging.“

„In der That!“ sagte Richelieu seufzend — „Du hast Recht, wie immer. Mir ist diese Angelegenheit schon in der Seele zuwider, und Du wirst mich verpflichten, wenn Du sie ganz in Deine Hand nehmen willst.“

Der Pater Joseph nickte zufrieden. Der Cardinal warf sich ermattet in einen Armstuhl. Es schlug

halb sechs Uhr Morgens; um sechs erwartete er Chavigny zur Ausfertigung der nöthigen Depeschen an die Marschälle; er hatte keine Zeit mehr, um zu schlafen. Er versprach Joseph, noch denselben Tag nach dem Ministerrathe mit dem Könige zu reden, schrieb zwei Zeilen an de Broc, desgleichen eine an Stephanie, und hieß den Pater sich sputen, noch ehe etwas von der Ankunft de Broc's verlaute. „Und eile," schloß er endlich, „uns diese Stephanie zurückzubringen, sie war mir immer ergeben; ich werde ihrer bei der Königin bedürfen."

Indessen fand der Cardinal keine Zeit, seinen Vorsatz, den König noch an demselben Tage zu sprechen, in Ausführung zu bringen; die Ereignisse häuften sich: zur äußersten Ueberraschung Aller erschien Monsieur im Louvre, und erzählte mit dem Behagen eines Vagabunden, welcher auf seine Abenteuer stolz ist, daß er gezwungen gewesen, aus Brüssel zu entfliehen, weil man, nach der plötzlichen Abreise des Herrn von Broc, Miene gemacht habe, ihn festzuhalten. Er fügte hinzu, daß Herr von Broc, wenn er keinen besondern Befehl gehabt, die Ankunft seines Nachfolgers nicht abzuwarten, ob dieser sonderbaren Eile exemplarisch bestraft zu werden verdiene. Der Cardinal äußerte Erstaunen, sagte, daß er seit der letzten De-

pesche nichts von de Broc erfahren habe, und entschuldigte ihn mit der möglichen Verspätung eines wahrscheinlich durch Johann von Werth aufgefangenen Kuriers, welcher die Verfügung seines längeren Bleibens nach Brüssel zu bringen bestimmt gewesen. Darauf vergingen in Rücksicht der Ankunft Monsieurs einige Tage mit improvisirten Festlichkeiten, die den König sehr angriffen, und die Sorge für die Bedeckung der Picardie nahm den Minister so sehr in Anspruch, daß eine ziemliche Zeit verging, bevor er dazu kam, mit dem Könige über Gaugain zu sprechen.

Inzwischen gelangte Stephanie zur großen Freude der Königin in Begleitung des Pater Valmar, aber, wie Joseph richtig voraus berechnet, ohne ihren Bruder bei Hofe an. Sie berichtete, daß sie de Broc sehr wenig gesehen, daß er aber versichert habe, baldigst nachkommen zu wollen, und Joseph betheuerte dem Cardinal, daß er keinen Schritt thue, ohne bewacht zu werden, und man sich somit seiner Person, so wie der genauen Umstände der Verschwörung bestens versichert habe. Stephanie's Eintreffen war das Signal zu einer erneueten Thätigkeit des Grafen von Soissons, welcher bereits ziemlich öffentlich gegen den Cardinal zu Felde zog. Er hatte, außer der allgemeinen Mißstimmung, mit ihm noch obendrein einen Etiketten-

streit. Er verlangte, daß der Minister ihm, wenn er ihn besuchte, bis an die Thür entgegen gehen und ihm die rechte Hand geben solle; Richelieu gewohnt, diese Ehre nur regierenden Fürsten zu erweisen, hatte sich dessen geweigert.

Der Graf kam also eines Morgens in den Cardinalspalast in der guten Absicht, dem hochmüthigen Minister einen Affront anzuthun. Er wollte ihm sagen, daß er gesonnen sei, Stephanie zu heirathen, und ihm durch diese Wahl beweisen, wie sehr er seine Nichte verachte. Der Cardinal mochte es ahnen, und es that ihm leid, weil ihm in diesen kritischen Zeiten eben so wenig daran gelegen wär, den Grafen zu reizen, als ihm nachzugeben; inzwischen beschloß er, ihn zu empfangen, und seiner Würde auch durch kein Haarbreit unnöthiger Herablassung zu vergeben. Er ließ dem Grafen sagen, daß sein Arzt ihm verboten habe, am Morgen das Bett zu verlassen, und daß der Prinz, falls er ihm etwas zu sagen habe, was keinen Aufschub leide, sich in sein Schlafzimmer bemühen müsse.

Der Graf war eben in der rechten Laune, den Minister zu sprechen, und folgte also dem dienstthuenden Cavalier. Der Cardinal befand sich im Bette, in Gesellschaft Bouthillier's, Chavigny's, Joseph's und

seines Lieblings Beautru. Er lag mit der rechten Seite nach der Wand gekehrt, und reichte, während er über arge Schmerzen in derselben klagte, dem Grafen von Soissons die linke Hand. Der Graf durchschaute die List, ohne ihr ausweichen zu können. Er hätte Richelieu gern allein gesprochen, doch war er andrerseits nicht unwillig, ihm in Gegenwart seiner Creaturen eine Kränkung zufügen zu können. Er warf sich auf ein Kanape; der Cardinal richtete sich ein wenig im Bette auf und sah ihm außerordentlich gelassen in's Gesicht. Beautru und Bouthillier hatten Takt genug, das Zimmer zu verlassen; Joseph und Chavigny dagegen zogen es vor, das Zeichen zum Weggehen zu erwarten.

„Ich habe von einer Privatangelegenheit mit Ihnen zu reden!" nahm der Graf das Wort. „Ew. Eminenz müssen am besten wissen, ob dieselbe die Gegenwart eines Dritten verträgt. Es betrifft meine Heirath mit Fräulein von Broc; Ihre Majestät wird Ihnen davon gesprochen haben."

Er hatte gehofft, durch diesen Eclat bei dem Minister eine große Wirkung hervorzubringen; aber Richelieu erwiderte ohne die geringste Bewegung:

„Ich dächte, daß ein so zarter Punkt wohl unter vier Augen besprochen zu werden verdient, und wenn

Monseigneur mir gestatten wollen, vorher einige Papiere zusammen zu legen, welche Herr von Chavigny dem Könige überbringen soll, so stehe ich Ihnen gleich zu Diensten."

Mit äußerster Ruhe faltete er verschiedene Dokumente zusammen und übergab sie Chavigny mit dem Bemerken, darauf zu dringen, daß der König diese Pläne zur Befestigung der Stadt mit eigenen Augen besichtige. Er befahl dann Joseph, sich in ein anstoßendes Kabinet zu verfügen, wo er den Pater Valmar finden werde, und sagte zu dem Grafen, sobald er sich mit ihm allein fand:

„Sie haben Recht, Monseigneur! die Königin hat mir Ihre Absicht mitgetheilt, das Fräulein von Broc zu heirathen, und ich freue mich aufrichtig über die achtungswerthe Beständigkeit einer Neigung, welche Fräulein Broc gewiß verdient. Aber Sie sind Prinz von Geblüt, und haben mehr als eine bessere Verbindung unter dem Vorwande der Unangemessenheit für Ihren Rang ausgeschlagen. Wie stimmt das zu Ihrem jetzigen Vorsatz, und wie kommen Sie zu ihm erst heute, nachdem Sie früher mehr als jetzt Veranlassung gehabt hätten, ihn zu fassen?"

„Herr Cardinal!" entgegnete Soissons — „das Alles kann Sie wenig interessiren; ich heirathe das





Fräulein, weil ich sie liebe, und daß ich sie liebe, habe ich eben dadurch erfahren, daß dieses Gefühl Jahre lang alles Andere in mir überdauert hat. Ich hoffe, daß Sie die Entscheidung dieser Sache der Neigung des Fräuleins überlassen und, falls mir dieselbe günstig ist, meinem Entschluß keine Schwierigkeiten entgegensetzen werden."

„In der That, Herr Graf," sagte Richelieu kalt — „ich habe es mir vorgenommen; wenn Sie das Fräulein gewinnen können, und Ihren Gedanken nicht von selber aufgeben, so wüßte ich nicht, was Ihrem Glück im Wege stehen sollte."

Der Graf von Soissons dankte frostig und verließ den Cardinal, nachdem er noch eine Weile oberflächlich über die Armeeverhältnisse und den Aufstand der Normandie mit ihm gesprochen. Der Cardinal sah deutlicher denn je, daß Soissons anfange, zu seinen entschiedenen Feinden zu zählen, und begriff deutlicher denn je die Nothwendigkeit, den König auf Tod und Leben an sich zu fesseln.

Fünftes Kapitel.

„I loved Ophelia!“
Shakespeare.

Ludwig XIII. lag, als Chavigny bei ihm eintrat, auf seinem Ruhebette, und spielte mit dem blauen Bande seiner an der Wand hängenden Guitarre. Es war Niemand bei ihm als der Großstallmeister von St. Simon und ein Kammerdiener, welcher meldete, daß eine Frau aus dem Volk den König zu sprechen verlange. Der König, ermattet durch eine lange Unterhaltung mit dem Grafen von Soissons, sagte, daß er heute keine Audienz mehr ertheile, und winkte mit einem schweren Seufzer dem Staatssekretair, den er nicht fortzuschicken wagte.

Chavigny kam, wie man sich erinnert, mit dem Gerücht der Nähe Johannes von Werth und verschiedenen Vorschlägen zur Befestigung der Stadt Paris. Der König war müde, und zeigte sich deß-



halb mit Allem einverstanden; Chavigny hatte noch nie so wenig Mühe gehabt, ihm etwas begreiflich zu machen, und fiel aus einem Erstaunen in das andere.

„Wir haben Se. Eminenz seit mehreren Tagen nicht gesehen!“ sagte der König, während der Staatsrath die Papiere zusammenrollte.

„Ich will um seinetwillen wünschen, daß es ihm besser gehe, als mir. Ich hoffe es fast; man hört ihn wenigstens niemals klagen.“

„Ich glaube,“ sagte Chavigny, „daß Monseigneur von Soissons noch bei ihm ist; er war dort, als ich ihn verließ, um, wie ich denke, Se. Eminenz von seiner Heirath zu unterhalten.“

Der König fuhr mit der Hand über seine gerötheten Augen.

„Ach,“ seufzte er — „der Graf ist auch bei mir gewesen, und hat mir ein Langes und Breites darüber gesprochen. Ich werde mich seiner Heirath nicht widersetzen; ich habe im Leben so Vieles umsonst erbeten, daß ich Niemanden mehr vergebens bitten lassen mag.“

Er stand auf und öffnete die Thüren eines auf den Hof des Louvre hinausgehenden Balkons; dort blieb er stehen. Er sah schwermüthig vor sich hin; er war augenscheinlich mißmuthig, traurig, geärgert.

Chavigny blieb, da er nicht entlassen ward, im Hintergrunde des Zimmers stehen, während St. Simon den König auf einen feinen Sprühregen aufmerksam machte, welcher feucht in's Zimmer schlug und dem zu Erkältungen geneigten Monarchen schädlich werden konnte.

Der König achtete nicht darauf.

Er trat auf den Balkon und lehnte über das Geländer. Da bemerkte er, daß unter demselben am Ausgange der großen Treppe eine Menge von Menschen, worunter viele Edelleute vom Hofe, versammelt waren. Er vernahm verschiedene Stimmen; mehrere abgerissene Aeußerungen gelangten deutlich zu seinem Ohre, und in dem lautesten der Sprecher erkannte er den Herzog von Orleans.

„Grausam" — hörte er ihn sagen — „grausam ist er wie immer. Wir sind's gewohnt, meine Schöne; Du freilich machst wohl zum ersten Mal die Erfahrung, daß man Deinen schwarzen Augen etwas verweigern kann. Du mußt es Dir indessen nicht zu Herzen nehmen. Mein theurer Bruder ist unempfindlich; wenn Du mich aber in's Luxembourg begleiten willst, so verspreche ich Dir eine Audienz auszuwirken. Ich habe Mancherlei von Sr. Majestät zu fordern, und

eine Stunde Gehör für Dich ist eine kleine Gunst für den Herzog von Orleans."

Der König ward aufmerksam. Er vernahm von allen Seiten ziemlich unverschämte Bemerkungen über eine Schönheit, die er jedoch nirgend entdecken konnte, und die gerade unter dem Balkon, vielleicht auf der Treppe Platz genommen haben mußte. Zufällig gewahrte ihn einer der unten Anwesenden, und die Gesellschaft zerstreute sich eilig mit ehrerbietigem Grüßen. Nur Gaston blieb stehen, und Ludwig ärgerte sich darüber. Er lehnte weit über das Geländer und rief zurechtweisend hinab: „Mein Bruder, ich dächte, Sie könnten sich nützlicher beschäftigen."

In der nämlichen Minute aber entfuhr seinen Lippen ein Schrei, der St. Simon und Chavigny herbeizog und beinahe verleitet hätte, mit ihm zugleich über das Geländer zu schauen, um zu sehen, auf welchen Gegenstand er mit solcher Spannung das sonst so gleichgültige Auge hefte. Der König blickte unbeweglich auf ein Weib von südlicher Farbe und Gestalt, in ärmlichem Anzuge, ein Kind auf dem Arm, und gestützt auf einen Mann, dessen edles und trauriges Gesicht selbst neben der Schönheit seiner Begleiterin noch Aufsehen erregen konnte. Ludwig XIII. aber sah in diesem Augenblicke nur sie. Das un-

ruhige Zucken seiner Hände verrieth eine seltsame Bewegung. Nein! er irrte sich nicht! Diese Augen hatte er unter dem weichen nächtlichen Himmel Campaniens in Licht und Liebe erglühen, diese Wangen von rosigem Farbenduft überhaucht, diese schwelgerischen Glieder in leichtem Tanz sich schwingen sehen. Sie war verändert, sie war bleich geworden, und dennoch zauberhafter noch als damals — — „Es ist dieselbe!" rief er fast im Tone des Entsetzens.

Er hatte Recht; es war die Andarini, und die Erkennung war gegenseitig. Obgleich Charles, als ächter Edelmann, das ihm als Staatsgeheimniß anvertraute Incognito seines Königs auf jener Reise selbst während der ganzen Dauer seiner Ehe mit Carlotta nicht verrathen hatte, erinnerte sie sich der in der That bemerkenswerthen Züge Ludwig's XIII. von jenem Abend auf dem Monte Colonna her, wo sie vor ihm und Charles die Tarantella getanzt hatte.

„Santa Maria!" rief sie aus — „ist dieser Mann der König von Frankreich?"

Der Herzog von Orleans, gleich den beiden andern Zeugen dieser seltsamen Scene erstaunt, aber mehr belustigt als jene, sah schalkhaft zu dem noch immer starr dastehenden König hinauf. Er machte ihm eine neckische Verbeugung, wandte ihm dann



den Rücken und rief im Abgehen mit großer Heiterkeit:

„Mein Bruder, ich dächte, auch Sie könnten sich nützlicher beschäftigen."

Die Andarini aber drückte das Kind an sich, faltete die Hände und rief:

„Sire, aus Erbarmen, geben Sie mir einen Augenblick Gehör!"

Der König war unterdessen wieder zu sich selbst gekommen. Er erröthete und trat hastig von dem Balkon in's Zimmer zurück. Er sah den Herzog von Orleans im Geist schon den ganzen Palast durch seine Schilderung des eben stattgehabten Auftrittes in Aufregung versetzen, und seufzte tief auf, indem er wie zu sich selber sprach:

„Saint-Louis war recht glücklich. Bei seinen Plaids de la porte konnte Jedermann ohne Umstände und Aufsehen zu ihm gelangen, und in der Menge war er mit jedem Einzelnen allein. Mich belästigt diese Palissade von Hofschranzen, die den Zutritt zu mir versperrt, und doch vermag ich nicht, es abzuändern."

Nach einer Minute des Nachdenkens sagte er zu St. Simon:

„Bring' sie herauf in's Vorzimmer; ich will sie sprechen."

St. Simon verbeugte sich und ging. „Ich weiß, was sie will!“ fuhr Ludwig, gegen Chavigny gewendet, fort. „Sie ist die Frau, die dieser kleine Lagieres in Italien geheirathet hat; sie sucht ihn ohne Zweifel.“

„Sie muß ein merkwürdiges Weib sein!“ entgegnete Chavigny, „da sie den Vicomte so weit bezaubern konnte, daß er sie heirathete und, wie ich höre, ihr noch immer ergeben ist.“

„Ich habe nie etwas Schöneres gesehen!“ erwiderte Ludwig trüb; „auch tanzt und singt sie zum Entzücken.“

„Nun,“ sagte Chavigny, „das trifft sich glücklich genug. Da Monseigneur von Soissons die Braut des Herrn von Lagieres heirathet, so steht ja der Wiedervereinigung der beiden Gatten kein Hinderniß entgegen.“

Das matte Auge Ludwig's XIII. flammte auf; sein Wamms ward ihm zu eng; er machte eine regellose Bewegung mit den Händen. „O,“ sagte er — „Sie wissen doch, daß diese Ehe ungesetzlich war; was aber den Grafen betrifft, so glaube ich, selbst wenn ich nichts dagegen hätte, daß Se. Eminenz die Heirath mit Fräulein Broc nicht zugeben wird, und wenn ich es bedenke, so hat er Recht.“

Nach einer Minute rief er mit plötzlichem Entschlusse: „Ich wünsche den Cardinal zu sprechen; sagen Sie ihm das, mein lieber Chavigny; sollten Sie St. Simon begegnen, so bitten Sie ihn in meinem Namen, einstweilen für diese Frau zu sorgen; ich will sie sprechen, sobald ich kann."

Der Staatsrath verabschiedete sich und begab sich zu dem Cardinal zurück, um ihm den Wunsch des Königs zu hinterbringen. Er erzählte ihm die Scene, deren Zeuge er geworden war; Richelieu ward aufmerksam, kleidete sich an und fuhr in's Louvre hinüber.

Der König war, ohne daß ein böses Wort es je verrathen hatte, gespannt mit ihm, und Richelieu wußte es. Er vermuthete, daß Jener die Rückkehr Carlotta's zum Vorwande nehmen würde, die Wünsche des Grafen von Soissons zu begünstigen, und beschloß die Gelegenheit zu benutzen, um endlich die ganze Sache in's Reine zu bringen.

Seine Ahnung schien sich zu bestätigen. Der König nickte bei seinem Eintritt mehr mit den Augen als mit dem Kopfe, drückte die Hände an den Körper, aus Furcht, daß der Cardinal sie ergreifen möchte, und sagte kalt:

„Ich habe heut mit meinem Vetter von Soissons

gesprochen; Sie würden wohl thun, sich sehr in Acht zu nehmen, Herr Cardinal. Man ist im Ganzen nicht besonders gut gegen Sie gesinnt, und ob man Recht hat es zu sein, weiß allein Gott."

Der Cardinal biß sich bei dieser Rede vor Ungeduld in die Lippen. Der trostlosen Wortschleppereien Ludwig's XIII. gewohnt, zwang er sich indessen auch diesmal zu dem gewöhnlichen Schein gelassener Unterwürfigkeit.

„Sire," sagte er, „ich habe meinen Feinden gegenüber niemals einen anderen Schutz, als die strenge Erfüllung meiner Pflichten gesucht."

„Sie haben da ein sehr nützliches Wort gesprochen!" erwiderte Ludwig; „und wenn alle Menschen es beherzigten, so würde ich nicht gezwungen sein, mich bei Ihnen über so Vieles zu beklagen. Urtheilen Sie selber, ob man es aushalten kann. Man hat wirklich nichts zu thun, als dem Herzog von Orleans auf die Finger zu sehen; er wird sich niemals bessern. Ich habe mit ihm doch von der beabsichtigten Kriegserklärung gesprochen; aber glauben Sie, daß er daran denkt, seine Equipage in Stand zu setzen? Gehe ich, wie ich's seit einer Woche dreimal gethan, in's Luxembourg, — wo finde ich ihn? Einmal sitzt er in einem Kabinet voll Münzen, Medaillen und Bild-

säulen — ein ander Mal treffe ich ihn in einem Kreise nichtsnutziger Kerle, die sich mehrmals wöchentlich versammeln, um Unsinn zu treiben, unsern Bruder zu ihrem Chef haben und sich das Reich der Taugenichtse*) nennen. Denken Sie doch, welche herrliche Beschäftigung für den Herzog von Orleans! Heute Morgen gehe ich wieder hinüber — da liegt er im Bette und hat die Gicht. Nun bitte ich Sie, was soll man mit dem Menschen anfangen?"

Der Cardinal hatte etwas ganz Anderes, als dieses Thema erwartet und gewünscht; indessen faßte er sich in Geduld.

„In der That," sagte er etwas spöttisch, „die Unpäßlichkeiten Monsieur's sind immer höchst eigenthümlicher Art. Soll er sich verheirathen, so hat ihn sein regelloses Leben krank gemacht; wird er zur Armee beordert, so hat er die Gicht. Er ist sehr glücklich, eine so offiziöse Anlage zum Unwohlsein zu haben. Ja Sire, es wird uns eben nichts Anderes übrig bleiben, als selbst zur Armee zu gehen, im Fall der Krieg ausbrechen sollte; denn der Graf von Soissons, den wir bisher einigen guten Willens und militärischen Geschicks fähig hielten, hat unser Vertrauen

*) Historisch.

in der Normandie und bei der ihm übertragenen Rekognoscirung der Grenzfestungen sehr schlecht gerechtfertigt."

„Sie sind der zu Vertrauensvolle!" unterbrach Ludwig mit einiger Lebhaftigkeit; „Sie hatten von jeher wunderbare Anfälle von Großmuth am unrechten Orte. Ich habe unserm Vetter von Soissons noch nie getraut; er ist ein Aufrührer, an dem es ganz allein liegt, daß unsere Croquants von der Normandie sich nicht beruhigen, und unser Clerus fortwährend den Widerspenstigen spielt. Dabei hat er Macht über das Volk, und ich rathe Ihnen wirklich, sich vor ihm in Acht zu nehmen. Ich sage Ihnen, sie sind Verräther alle mit einander, und ich habe keinen treuen als —"

„Als Sie!" wollte er hinzufügen.

Aber er fügte es nicht hinzu. Es war kein reines Verhältniß mehr zwischen ihm und dem Minister. Die Ueberzeugung, daß Richelieu wirklich der Einzige sei, quälte ihn, ärgerte ihn, war ihm lästig. Es demüthigte ihn, daß sein Gewissen ihn zum Danke gegen einen Mann verpflichtete, den sein Genie über ihn selbst hinweg zur unumschränkten Macht erhoben. Je mehr er sich vor dieser Größe beugen mußte, desto mehr drückte ihn ihre Tadellosigkeit.

„Nun" — fuhr er nach einer kurzen Pause der Verlegenheit fort; „er war ja heute Morgen im Cardinalspalast; was hat er denn mit Ihnen gesprochen?"

„Er hat mir nur vertraut, daß er das Fräulein von Broc zu heirathen wünscht; und ich möchte Ew. Majestät ernstlich fragen, ob Sie diesen Schritt genehmigen. Sie wissen, Sire, daß mehrere Personen dabei betheiligt sind, auch, daß die Königin die Werbung des Grafen von Soissons unterstützt —"

„Ja, ja!" unterbrach der König — „er hat es mir gesagt, ich erinnere mich; auch dieser kleine Charles hat mich bestürmt, Monsieur le Comte den Willen zu thun. Was haben Sie denn beschlossen?"

„Ich? — nichts, Ew. Majestät!" antwortete Richelieu — „nichts weiter als eine Sache, die mich zu langweilen anfängt, so bald als möglich zu entscheiden. Wir haben wahrlich mehr zu thun, als dem Fräulein von Broc einen Mann zu suchen. Was mich seit einiger Zeit außer den allgemeinen Angelegenheiten besonders beschäftigt, ist die Kabale der Hugenotten des Languedoc. Und Ew. Majestät mögen schwerlich glauben, daß sie mit der Angelegenheit des Grafen und der Lagieres' in ziemlich naher Verbindung steht."

„Wie?" rief der König — „sind diese Ketzer noch

nicht genug gezüchtigt worden? Es ist gewiß, daß Gott die Herzen der Ungläubigen verstockt. Was machen denn unsere Regimenter dort unten?"

„Ach, Sire!" sagte Richelieu — „es ist sehr zu besorgen, daß sie von einzelnen hohen Häuptern bestochen werden, und leider ist es ganz unmöglich, den Ränken derselben auf die Spur zu kommen. Man kann nicht Alles mit eignen Augen überwachen; Agenten sind bestechlich, und die hugenottische Partei findet dort einerseits an Spanien, andrerseits selbst an der katholischen Bevölkerung eine Rückstärkung, welche die alte Regierungsform nicht verschmerzen und die neue nicht achten will."

„So muß man ihr Ansehen schaffen!" unterbrach der König lebhaft. „Man muß dem Intendanten neue Vollmachten schicken — ihm einige feste Plätze einräumen —

„Das war auch mein Gedanke!" fiel Richelieu ein; „indessen sind die Festungen und großen Schlösser des Languedoc geschleift, bis auf die Burg von la Chapelle Gaugain."

„Ja so!" rief der König — „das ist das Schloß des Lagieres, und Sie besorgen, daß es den Aufrührern nützlich sein könnte, wenn man den Erben desselben mit der Schwester eines Hugenotten ver-



mählt. Indessen ist die Dame selbst eine sehr gute Katholikin und, im Vertrauen, Herr Cardinal — es sollte mir leid thun, diese Heirath nicht zu vollziehen. Sie müssen wissen, daß es nicht ist, um meinem Vetter von Soissons ungefällig zu sein, sondern nur, um diesen Taugenichts von Lagieres zu strafen. Seine Heirath in Italien hat ihn mir verhaßt gemacht; freilich ist die Frau, welche er geheirathet hat, schön, sehr schön sogar — ich habe sie gesehen."

Der Cardinal fing an zu begreifen. Die Rückkehr dieser Fremden, deren Schönheit, wie er sich aus mehreren Beschreibungen und Redensarten erinnerte, auf Ludwig's kalte Phantasie einen Eindruck gemacht haben mußte, stand mit der plötzlichen Sinnesänderung des Monarchen zweifellos in Verbindung.

„O Zufall, Zufall!" murmelte er — „wer es verstände, dich auszubeuten!"

Und zum Könige gewandt, fügte er hinzu:

„Ew. Majestät sind also nicht gesonnen, dem jungen Lagieres seine Frau, die, wie ich höre, ihm nachgekommen ist, zurückzugeben?"

„Nein!" erwiderte der König barsch — „gewiß nicht, Herr Cardinal!"

In derselben Minute erröthete er und fügte hinzu:

„Wenn Chavigny Ihnen davon erzählt hat, so

hat er auch gewiß hinzugefügt, daß ich Sie bitten wollte, diese Sache, mit der ich nichts mehr zu thun haben will, in Ihre Hand zu nehmen. Meine Entscheidung ist, daß es bei der alten Bestimmung bleibe, weil ich nicht will, daß meine Hofleute sich gegen meinen Willen und gegen alles Gesetz verheirathen. Dergleichen unsittlichen Gelüsten den Deckmantel zu nehmen, ist nur Christenpflicht. Der Lagieres mag noch heute mit der Broc verlobt werden."

Der Cardinal verbeugte sich. „Sehr wohl, Sire!" sagte er; „der Graf von Soissons wird das indessen übel empfinden, und ich werde der erste sein, der seine getäuschte Liebe zu büßen hat."

„Wenn das geschieht — ich schütze Sie!" erwiderte rasch der König.

Der Cardinal sah mit Erstaunen, wie viel dem König daran lag, die Andarini von Charles zu trennen.

„Nun wohl, Sire!" sagte er — „mir soll es recht sein; jedoch bemerke ich, daß die Besorgniß wegen des Einflusses, den diese Heirath auf die Fortschritte der Hugenotten hat, durchaus verdient, berücksichtigt zu werden. Herr von Broc ist Hugenott, und die ketzerische Partei glaubt von seinem Einfluß auf

Herrn von Lagieres fortwährend etwas hoffen zu müssen; dieses für uneinnehmbar bekannte Schloß von Gaugain ist die Veranlassung einer Chimäre, die ungeachtet ihrer Unhaltbarkeit eine ganze Partei in Athem erhält. Ich habe deßhalb den Plan entworfen, die Vicegrafschaft von Gaugain mit dem Krongute zu vereinigen, das Schloß zum Sitz der Provinzial-Intendantur zu machen, und den ganzen Distrikt, den es beherrscht, dadurch im Zaume zu halten. Ohnehin haben wir Gelegenheit, die Provinz in einem ihrer Edelleute zu ehren. Die Intendantur ist vakant. Der Graf von Lurique, aus dem Languedoc gebürtig, paßt seiner vortrefflichen Eigenschaften halber besser als jeder Andere zu diesem Posten. Ich werde Ew. Majestät zu Allem die nöthigen Belege geben. Einstweilen habe ich bereits mit Herrn von Lagieres verhandelt und ihm statt seines alten Lehens, unter Vorbehalt der Billigung Ew. Majestät, Beauchamp in der Touraine versprochen."

„Er kann es haben — er kann es haben!" rief Ludwig mit Hast; „schicken Sie nur die Akten über den Tausch der beiden Lehen sobald als möglich in's Parlament, um sie registriren zu lassen."

„Der Vicomte Charles," fiel Richelieu ein —

„wird freilich nicht ermangeln, Sie um Zurücknahme Ihres Ausspruches zu bitten —"

„Er wird wohlthun, es zu lassen!" unterbrach der König. „Ihr Plan scheint mir sehr vernünftig; es ist eine gute Idee, die mir Vergnügen macht. Ich werde mit ihm reden. Am besten wird es sein, die Sache geheim zu halten; sonst mischt der Graf sich hinein; das könnte neue Aergernisse geben."

„Und diese Italienerin?" fragte Richelieu.

„O!" rief der König ungekünstelt — „ich kann sie nicht sprechen, sie würde meinem Gefühl Gewalt anthun; aber ich werde sie Ihnen hinüberschicken; sehen Sie zu, was Sie mit ihr anfangen."

Der Cardinal war entzückt über diese Wendung der Dinge; trotzdem zitterte er bei dem Gedanken an die Königin.

„Wenn aber Ihre Majestät es übel aufnähme!" forschte er — „ich habe ihr versprechen müssen, dem Fräulein selbst die Wahl zu lassen!"

„Zu allen Teufeln!" — unterbrach der König ungeduldig — „ich habe Ihnen gesagt, daß ich es auf mich zu nehmen gesonnen bin; ich kann nichts weiter thun, um Sie zu beruhigen."

Indem er sich wandte, um seinem Kammerdiener zu schellen, erschrak er über seine eigne Heftigkeit.

„Verzeihen Sie mir, Herr Cardinal!“ sagte er umkehrend; „der Aerger über diesen Charles, der sich ohne meine Erlaubniß verheirathet hat, läßt mich bisweilen alles Andere vergessen.“

Der Cardinal verbeugte sich lächelnd und sagte nur leise vor sich hin:

„O Zufall, Zufall! — wir werden uns noch kennen lernen.“

Der König hörte es nicht, denn er war seinem eintretenden Kammerdiener entgegen gegangen, und ertheilte ihm Befehle:

„Sagen Sie dem Chevalier von St. Simon, daß er die ihm überantwortete Frau, je nach Befehl Sr. Eminenz, in den Cardinalspalast geleite, und melden Sie dann Ihrer Majestät der Königin, daß der König heute Abend im engen Zirkel erscheinen und das Fräulein von Broc sprechen wolle.“

An der Thür rief er den sich entfernenden Diener zurück:

„Ich hätte bald das Wichtigste vergessen; schicken Sie mir den Vicomte von Lagieres.“

Sobald der Lakai hinaus war, wandte Ludwig sich zu Richelieu zurück.

„Sie sollen mit der Sache gar nichts zu thun haben!“ sagte er mit eigenthümlicher Gluth im Blicke;

„gehen Sie, damit Sie Charlot nicht begegnen; aber sprechen Sie recht bald mit dieser Frau, wo möglich morgen; ich werde sie später sehen, das heißt, in Ihrer Gegenwart.“

Der Cardinal entfernte sich, das Haupt voll ungewöhnlicher Gedanken. Beim Himmel! der Zufall sandte ihm wirklich eine Handhabe, um den seinen Händen entschlüpfenden König auf's Neue zu erfassen. Es war kein Zweifel mehr; Ludwig XIII. empfand zum ersten Mal vielleicht etwas, das an Liebe grenzte. Der König selbst nahm sich nicht die Zeit, seiner unklaren und naiven Empfindung einen Namen zu geben. In Erwartung des Vicomte lief er ungeduldig im Zimmer auf und ab, Zerstreuung bald im Knallen mit einer kurzen Peitsche, bald im Herabstarren auf die Stelle im Hof des Louvre suchend, an der Carlotta gestanden hatte. Charles erschien endlich, allein gesenkten Hauptes, blaß und angegriffen. Er hörte stumm die Vorwürfe des Königs über alles Vergangene, so wie die Versicherung seiner Verzeihung an, gab mechanisch das verlangte Versprechen, künftig gehorsamer und vernünftiger zu sein, und folgte dem Könige ebenso zur Königin, in deren Gemächern er, trotzdem, daß nur der kleine Zirkel versammelt sein sollte, eine beträchtliche Anzahl

namentlich von auswärtigen Edelleuten und sonstigen bedeutenden Persönlichkeiten fand, welche die noch bevorstehende Ankunft Oxenstierna's an den Hof gezogen hatte. Charles fühlte sich namenlos unheimlich. Vergebens suchte er den Grafen von Soissons; noch war ihm fast kein bekanntes Gesicht, und unter den bekannten kein einziges heiteres vorgekommen. Mechanisch und wie von einem Schwindel befallen, folgte er dem Könige; plötzlich stand er Annen gegenüber und gewahrte neben ihr — durchzuckt von Ueberraschung, gleichwie von einem kalten Traum — eine schöne blasse junge Dame; ein weißes stumpfes Seidenkleid umfloß die schlanken Glieder; die blaßblonden Locken fielen bis auf die blendenden, mit Diamanten geschmückten Arme herab; die langen gesenkten Wimpern beschatteten trübe die feinen und schmalen Wangen. Charles kannte sie — es war ja seine ehemalige Braut, Stephanie von Broc; in demselben Augenblick erkannte er auch eine Menge der Umstehenden; aber Alles — auch sie, schien ihm verändert. Halb in Gedanken that er einen Schritt vorwärts; die Königin sah ihn an und trat ihm sogar entgegen, ja, sie sprach mit ihm, aber er verstand sie nicht, und bemerkte nur, daß Stephanie ihre schönen dunkeln Augen aufschlug und flüchtig erglühte. In dem näm-

lichen Augenblick gewahrte er in einer gegenüberliegenden Thür den Grafen von Soissons, so wie den Cardinal von Richelieu; aber er hatte nicht Zeit sie weiter anzusehen, denn gleichzeitig nahm ihn der König bei der Hand, führte ihn zu Stephanie, und sagte laut mit einem gebieterischen Blick auf die Königin und den Grafen, daß er sich freue, in Gegenwart so vieler geehrter Zeugen, zwei edlen Verlobten zu ihrer endlichen Wiedervereinigung Glück wünschen zu dürfen. Ein Murmeln der Ueberraschung lief rings durch den Kreis; die Königin ward sehr blaß, der Graf von Soissons ballte mit einem Fluch die Faust; der Cardinal war verschwunden. Da schlug es wie Blitzesklarheit in den wirren Taumel von Charles' fieberhaften Empfindungen; grenzenlos und unverzeihlich hatte man ihn überlistet; aber hundert Augen blickten ihn an; — es hätte nicht der Stimme bedurft, die ihm — er wußte selbst nicht woher — eine schnelle Verhaltungsregel in's Ohr flüsterte — diese hundert Augen durften nicht Zeugen einer Lächerlichkeit sein. Er beugte sich über die zarte Hand, die in der seinigen zitterte, und küßte sie — dann, als ob ihn sein Gefühl übermanne, sank er in die Kniee, tiefer und immer tiefer, und verharrte in dieser Stellung so lange, daß das Erstaunen des Hofes

schon in Bestürzung überzugehen anfing. Plötzlich sprang Stephanie mit einem Schrei des Entsetzens zurück; über ihr weißes Kleid, über ihre mit weißen Atlasschuhen bekleideten Füße fühlte sie einen warmen Strom rinnen; das Blut stürzte über die Lippen des ohnmächtigen Vicomte von Lagieres. In einem Augenblick war das sonst allmächtige Scepter der Hofetikette zerstört; die Königin selbst führte die bestürzte Stephanie hinweg, während der König den Vicomte auf einen Divan legen ließ und die Namen Séguin, Cytoir und Bouvart, der drei medicinischen Autoritäten der Zeit, von hundert Lippen ertönten.

Der König war erschrocken, doch faßte er sich ziemlich schnell, und überwachte gespannt die Bemühungen der Aerzte, welche wie gewöhnlich über die Wahl der Mittel uneinig waren. Er achtete wenig auf den Grafen von Soissons, welcher zu ihm herantrat und ihn mit Vorwürfen und Vorstellungen überhäufte, und begnügte sich, ihn, als ihm endlich einfiel, daß Charles' Tod ihn ja ohnehin von der Nebenbuhlerschaft seines ehemaligen Günstlings befreien könne, mit einem kurzen: „Wir werden sehen!" abzufertigen.

„Wo ist der Cardinal?" rief er dann mit unruhigem Umherblicken.

Der Cardinal war unterdeß zurückgekommen. Die Nachricht von dem überraschenden Vorfall hatte ihn noch auf der großen Treppe erreicht. Schnell näherte er sich dem Könige, welcher sich mit bekreuzten Armen über Charles' Gesicht beugte und eben fragte, was von dem Zustande des Vicomten zu hoffen sei. Die Aerzte meinten, daß der Kranke sich wieder erholen, doch leicht in denselben Zustand zurückfallen würde, und daß sein Leben an einem seidenen Faden hänge, wenn gleich im günstigsten Falle die Dauer desselben alle Erwartungen übertreffen könne. Sie verlangten für den Kranken namentlich Ruhe, und Séguin blickte mehr als einmal seitwärts auf den Grafen von Soissons, welcher hin und her lief, zankte und fluchte, und sich in jeder Beziehung äußerst ungeberdig betrug.

„Ich weiß nicht, was ich thue!“ rief Ludwig dem Cardinal entgegen — „unser Vetter von Soissons ist wie verrückt, und diese Scene kann sich wiederholen. Wenn unser Mann hier stirbt, so ist es überflüssig ihn zu verheirathen, und trotz der Aerzte glaube ich nicht, daß er's lange machen wird.“

Der Cardinal hatte mit einem Blick die Lage der Dinge erfaßt. Er sah sich auf dem Punkt, das kaum Gewonnene zu verlieren. Er blickte einen Au-

genblick lang prüfend in das Gesicht des Kranken, und sagte dann laut und ruhig:

„Ich glaube, Sire, daß er genesen wird; doch eben weil der Anfall sich unter minder glücklichen Umständen widerholen kann, möchte ich rathen, ihm das Fräulein von Broc auf der Stelle anzutrauen; es würde ein Akt der Gerechtigkeit gegen die junge Dame sein, die seit ihrem unglücklichen Verlöbniß bereits zu viel gelitten hat."

„Ich protestire dagegen!" rief Soissons, indem er mit beispiellosem Trotz dem Cardinal gerade entgegen trat. „Der König hat das Fräulein mir zur Ehe bewilligt, ich bin nicht gesonnen, sie fahren zu lassen, weil die Laune eines Priesters um meine Verwandtschaft buhlt."

Der Cardinal zuckte hochmüthig und verächtlich die Achseln. „Die Laune dieses Priesters," sagte er kalt, „würde in diesem Augenblick Ihre Verwandtschaft verschmähen, und wenn Sie ihm dieselbe auf den Knieen antragen wollten. Ich schlage also vor, das Fräulein, welches, so viel ich weiß, Se. Majestät Ihnen noch nicht bewilligt hat, zu rufen, und, falls ihre eigene Neigung nicht anders entscheidet, dem Vicomte von Lagieres anzutrauen, der ohne Zweifel genesen wird."

In der That hatte Charles die Augen aufgeschlagen. Der Graf, völlig aus der Fassung gebracht, rannte wie ein Wüthender umher und schwur, daß Diejenigen, welche auf dieser Heirath bestünden, die Mörder Lagieres' seien. Der Cardinal warf einen Blick auf den König, der sich noch immer ängstlich mit Lagieres beschäftigte, und sagte sanft, doch fest: „Herr Graf, ich muß Sie bitten, dieses Zimmer zu verlassen."

„Ich gehe nicht," rief Soissons, „bis ich das Fräulein nicht gesprochen habe. Ich will zu Ihrer Majestät! Es muß ein Ende haben mit diesem Priesterregimente."

„Der Kranke ist für heute außer Gefahr! — wenn er nur Ruhe hätte!" sagte Ségnin leise.

„Er soll sie haben!" brach der König aus. „Zu allen Henkern und Teufeln, Vetter von Soissons! Dies ist ein Zimmer der Königin; scheert Euch hinaus! Bei meinem Zorn, das Fräulein von Broc heirathet den Vicomte von Lagieres. Meine Ansicht von der Sache hat sich geändert; Euer Verlangen ist unverschämt und unsinnig!"

Der Graf wollte etwas erwidern, hielt aber inne, als er plötzlich die Königin auf der Thürschwelle erblickte. Der König und der Cardinal sahen sie

gleichzeitig; Richelieu ward blaß und verstummte; der König dagegen sprang auf und fragte nach Stephanien.

„Was geht hier vor?" rief Anna erstaunt und gebieterisch. Wer wagt in meinen Zimmern einen so schamlosen Lärmen zu machen —"

„Sie werden es verzeihen!" entgegnete Ludwig athemlos — „der Graf von Soissons zwingt mich zur Gewalt! Ich bitte Ew. Majestät, das Fräulein von Broc rufen zu lassen; da ist der Pater Valmar von Gaugain, der kann Sie trauen."

Die Königin ward bleich — so bleich, daß Richelieu einen Augenblick lang glaubte, das Leben wolle ihren marmornen Zügen entfliehen. Sie preßte die Hände auf ihre gewaltsam aufwogende Brust, schlug den Vorhang zurück, durch welchen sie erschienen war, und rief mit lauter, doch bebender Stimme Stephanien's Namen.

„Mein theures Kind!" sagte sie mit maßloser und trotzdem unterdrückter Aufregung — „der König wünscht, Sie diesem Leichnam anzutrauen; ich hoffte Sie vor diesem Schicksal zu bewahren, weil ich der Ehrenhaftigkeit eines Mannes vertraute, der mir versprach, Sie frei nach Neigung wählen zu lassen —"

Sie leitete Stephanien zwei Schritte gegen den König, ließ sie dann los, und fügte hinzu:

„Ich habe mich geirrt, und kann nichts weiter für Sie thun."

Stephanie zuckte zusammen, als die Königin ihr ihre Hand entzog; dann erhob sie die trüben gesenkten Augen, und ließ sie langsam im Kreise umherwandern. An einem Punkte hafteten sie einen Moment; es war das Fenster, an welchem Richelieu überwältigt, den Kopf an die Brüstung gelehnt, stumm mit allen Qualen der Hölle rang. Dann richtete sie sich ein wenig empor, und sagte sanft und fest:

„Ich danke Ew. Majestät; es ist mein Wunsch und Wille, mich dem Vicomte von Lagieres zu vermählen."

„Nun denn," rief Anna fast entsetzt, indem sie unwillkürlich das Zeichen des Kreuzes machte — „wir leben alle unter einem Zauber; Gott schütze uns."

Und während sie sich, mit einem vernichtenden Blick auf Richelieu, von hinnen wandte, sagte sie mit vielsagendem Ausdruck zu dem Grafen von Soissons:

„Für die Verletzung der Form, deren Sie sich

heute in meinen Zimmern schuldig gemacht, haben Sie, Herr Graf, meine vollständige Verzeihung."

An der Thür wandte sie sich noch einmal um und sagte kalt zum König:

„Der Pater Valmar ist hier; ich werde ihn Ew. Majestät zur Verfügung stellen."

„Thun Sie das!" antwortete der König gelassen.

Er näherte sich der armen Stephanie, welche regungslos, mit gefalteten Händen, zu Häupten des kranken Charles an einem Leuchterstuhl lehnte, auf dem die Kerzen erloschen waren. Gleichzeitig winkte er, als ob nichts Außergewöhnliches geschehe, dem Pater Valmar, der auf der Schwelle erschienen war. Aus seiner glühenden Erstarrung aufgejagt, erhob sich Richelieu — O Gott! — welche Gewalt hatte sie noch immer über ihn, diese Anna von Oestreich, die er nicht kränken, nicht hintergehen konnte, ohne zugleich ein Weh zu empfinden, das sein Dasein untergrub, und die zu kränken und zu hintergehen sein Verhängniß ihn dennoch so unzählige Male getrieben hatte!

„Sire," sagte er schwankend — „ich dächte, wir zögerten noch — ich habe mich besonnen, daß diese Eile möglicherweise die Königin —"

Der König sah ihm kopfschüttelnd in's Gesicht.

„Sie wissen nicht, was Sie wollen!“ erwiderte er erstaunt und ärgerlich. „Ich bin des Hin- und Herzerrens endlich müde; ich habe diese Heirath jetzt beschlossen und will sie durchsetzen. Vetter von Soissons, Sie können bei der Trauung der erste Zeuge sein.“

„In der That!“ erwiderte der Graf mit kaltem Zorn — „ich nehme diese Ehre an; ich werde Ew. Majestät bald als Zeugen zu einem andern Feste laden.“

Mit einem leichten „Pah!“ wandte der König dem Grafen den Rücken.

Die Trauung ward vollzogen. Der arme Charles ließ Alles über sich ergehen. Auf jede Frage, die eine Bewilligung oder Zustimmung seinerseits bezweckte, antwortete er: „Ich muß ja sterben; weßhalb denn nicht?“

Die alte Liebe des Königs für den Vicomte schien nach diesem Akt auf's Neue zu erwachen. Er reichte Stephanien den Arm, klopfte an die Thür der Königin, trat dann ohne Ceremonieen ein und sagte zu Annen, welche, in Thränen gebadet, auf einem Sopha lag: „Sie werden Niemandem zürnen, Madame, und dieser Dame Ihre Gunst nicht entziehen, weil wir es für nöthig befunden haben, sie durch eine vorläufige Trauung zur Frau von Lagieres zu machen.“

Die Königin erhob sich und schloß Stephanien mit Wärme, ja mit Heftigkeit in ihre Arme.

„Seien Sie versichert, Sire,“ sagte sie dann mit Betonung, „daß ich Niemandem zürnen werde, außer denen, die es verdienen. Sie werden mich stets gerecht, *aber auch nur* gerecht finden; verlassen Sie sich darauf.“

Sechstes Kapitel.

„Wo ist dein Lieben
Geblieben?
Was brachte mich d'rum?"
Göthe.

Der König ließ den kranken Charles in seine Zimmer hinübertragen und begleitete den Cardinal, der sehr erschöpft schien, in seiner Karrosse bis zum Cardinalspalaste. Beim Abschied wiederholte er etwas scheu die Bitte, der Italienerin zu gedenken, und Richelieu versprach, sie noch denselben Abend zu sprechen. Er würde es ohnedies, trotz seiner Aufregung, gethan haben, denn das leidenschaftliche Interesse Ludwig's XIII. machte Carlotta zu einer Person vom höchsten Interesse für ihn. Er schickte also einen Wagen zum Großstallmeister, um sie und ihren Begleiter abzuholen, und sagte seiner Nichte, der Frau von Comballet, daß er ihr noch an demselben Abend Jemand zuführen würde, den er ihrer ganz beson-

deren Theilnahme empfehlen müsse. Bevor er indessen fähig war, Carlotta und die sich mit ihr verknüpfenden Ideen näher in's Auge zu fassen, flogen seine Gedanken zurück in's Louvre, zurück zu der durch ihn auf's Neue Gekränkten, zurück zu Anna von Oestreich. Er sandte ihr ein Billet, in welchem er sie flehentlich um die Unterredung einer Viertelstunde bat; aber Anna von Oestreich ließ ihm entgegnen, daß er sich die Mühe sparen möge, sein treuloses und unverzeihliches Verfahren vor ihr zu bemänteln. Er wiederholte seine Bitte — er schrieb mit noch mehr Wärme, mit einer Innigkeit der Reue, die jedes weichere Gemüth, als das der Königin, gerührt hätte — aber vergebens; ihre Entgegnung war kalt, bitter und spöttisch; sie schrieb, daß Menschen, die von einander nichts mehr zu hoffen hätten, am besten thäten, sich nicht zu sehen. Der Cardinal beruhigte sich mit ihrem, ihm bekannten Eigensinn. Er hoffte sie ein ander Mal weicher zu finden — hoffte sie, trotz Allem, was vorgegangen, zu überzeugen und zu sich zurückzuführen; wann hatte je ein Mensch seinen Gründen zu widerstehen vermocht? — Unterdessen war Carlotta im Cardinalspalast angekommen. Man meldete sie ihm. Eingedenk des Königs, begab er sich in einen kleinen Audienzsaal, in welchem er nur Personen von

Rang oder Verdienst zu sprechen pflegte, und empfing die Italienerin, auf deren Anblick er gespannt war, allein.

Carlotta trat ein, von Marco gefolgt, und wenn die Harmonie ihrer Züge nicht von Wachen und Anstrengungen und einem Ausdruck von Hast und Verlegenheit gestört gewesen wäre, so würde ihr Anblick den Cardinal mehr überrascht haben, als er es wirklich that. Er erhob sich und faßte sie so scharf in's Auge und versank so sehr im Anschauen der Züge, die Ludwig XIII. begeistert haben sollten, daß er mehrere Minuten lang vor ihr stand, ohne sie anzureden, oder ihren Gruß zu beachten.

„Ich glaube," sagte sie endlich mit ihrer goldenen Stimme, „ich stehe vor Sr. Eminenz, dem Cardinal Herzog von Richelieu."

„Man nennt mich so!" antwortete Richelieu, aufmerksam gemacht durch den wunderbaren Wohllaut dieses Organs, das ihm bezaubernd dünkte. „Sie haben gewünscht, den König zu sprechen, Signora, aber der König hat viel zu thun; er sendet Sie deßhalb zu mir. Was suchen Sie in Frankreich?"

Carlotta heftete einen Augenblick lang ihre schwarzen, glühenden und leidenden Augen auf das Gesicht des Cardinals.

„Ich möchte mich beinahe schämen, bei einem so großen Mann so wenig zu suchen — ich glaube an diesem Hof einen Menschen zu wissen, an den ich Anrechte habe und der mich, freiwillig oder gezwungen —" Sie stockte; Erregung trieb das Blut in ihre Wangen. Dann sagte sie ruhig, mit Anstand und Adel:

„Ich suche den Günstling des Königs, Charles Lagieres, Vicomte von la Chapelle Gaugain."

„Und welche Anrechte glauben Sie auf Herrn von Lagieres zu haben?" erwiderte Richelieu. „Er ist nicht hier. Wie kommen Sie darauf, ihn hier zu suchen?"

„Meine Rechte," erwiderte sie, „sind die einer Gattin — ich bin verheirathet mit Herrn von Lagieres. Ich habe ihm zwei Kinder geboren, deren jüngstes er noch nicht kennt. Er hat mich verlassen, oder ist mir entrissen worden, plötzlich und ungeahnt. Alles, was ich in Rom mit Hülfe dieses trefflichen Freundes habe erfahren können, war, daß er wahrscheinlich nach Frankreich gegangen sei. Mich haben in Italien zu schlimme Schicksale getroffen, als daß ich ohne ihn dort hätte leben können. Ich habe mein ältestes Kind in ein Kloster gebracht und bin nach Frankreich gekommen. Ich bin bereit, das Schlimmste

zu hören. Wenn Sie es wissen, gnädiger Herr — antworten Sie mir: Was ist aus Charles von Lagieres geworden?"

Carlotta war dem Cardinal zu Füßen gesunken. Sie dauerte ihn, und er antwortete nicht.

„Ist er todt?" schrie sie auf.

Sie faßte die Hände des Cardinals mit eiserner Kraft — er war von seinem Sitze aufgesprungen. Er machte ihr ein Zeichen, sich auf ein Tabouret niederzulassen; sie ließ ihn los und sah ihm mit tödtlicher Spannung in's Gesicht.

„Signora Andarini!" sagte er in einem Ton, der an Strenge grenzte — „Herr von Lagieres ist Ihnen eine große Genugthuung schuldig. Er hat Sie geheirathet — aus Liebe, aber mehr noch aus Leichtsinn; denn nach den Gesetzen seines Landes durfte er es nicht —"

„Durfte es nicht!" unterbrach die Andarini mit flammenden Augen.

Der Cardinal fing an, die Schönheit der Andarini zu begreifen. Sie fortwährend musternd, sprach er weiter:

„Jede heimliche Ehe, zumal zwischen Franzosen und Ausländern, ist in Frankreich ungültig, Signora Andarini. Außerdem war Herr von Lagieres ver-



lobt und verdankt seine Straflosigkeit nur einer besondern Gnade Sr. Majestät."

„Und wo ist er? — Sie foltern mich unnütz! — Was ist aus ihm geworden?"

„Er hat seine Pflicht gethan — er hat seine Verlobte geheirathet!"

Carlotta fuhr zusammen, als ob zehn Dolchspitzen ihr Herz durchbohrt hätten. Minutenlang blieb sie regungslos, dann verzerrte ein mattes, krampfhaftes Lächeln ihre marmorblassen Lippen —

„Wirklich!" — brach sie aus — „wirklich! — Er hat sich also verheirathet!"

„Sie glauben es nicht?" — warf Richelieu hin — „weil er Ihnen ewige Liebe gelobt —"

„Glauben!" wiederholte Carlotta starr — „glauben — warum nicht?"

Die Hände auf den Knieen zusammengefaltet, blieb sie unbeweglich sitzen; aus ihren Augen rannen große Thränen, ohne daß sie es wußte. Endlich stand sie mechanisch auf und sagte tonlos:

„Leben Sie wohl, Herr Cardinal."

„Sie sagen mir Lebewohl?" rief Richelieu erstaunt. „Haben Sie keinen Wunsch sonst, den Sie mir anvertrauen könnten? — Haben Sie an Ihre Zukunft — an die Ihrer Kinder gedacht?"

„Nicht viel!“ entgegnete Carlotta mit der Eiskälte des Schmerzes; „wir werden durch die Welt kommen; im schlimmsten Falle verhungern wir in den Straßen von Paris. Indessen beruhigen sich Ew. Eminenz!“ fügte sie mit durchbrechendem Selbstgefühl hinzu; „es ist etwas in mir, was mir sagt, daß es nicht dahin kommen wird.“

Der Cardinal lächelte. „Signora,“ sagte er mit Feinheit — „Sie haben durch einen Franzosen ein Unrecht erlitten, und es ist nicht die Absicht Sr. Majestät, daß einer seiner Unterthanen Ihr Schuldner bleibe.“

„Ich danke Ew. Eminenz!“ erwiderte Carlotta bebend — „ich habe an diesem Hofe nur einen Wunsch. Ich möchte die Vicomtesse von Lagieres sehen. Ich vermuthe, daß sie sehr schön ist, und daß es Tollkühnheit ist, sich mit ihr messen zu wollen.“

Die Andarini zitterte an allen Gliedern.

„Sie werden sie ohne Zweifel sehen!“ antwortete Richelieu erstaunt; „indessen müssen Sie, um diesen Zweck zu erreichen, einwilligen, für's Erste am Hofe zu bleiben.“

„Ja so!“ — entgegnete sie zerstreut — „gut, gut! ich freue mich darauf; der Anblick der Vicomtesse von Lagieres wird über meine Zukunft entscheiden.



Ich glaube an die Macht der Schönheit, weil ich sie empfunden habe," fuhr sie lebhafter werdend fort; „und wenn die ihrige so strahlend ist, daß sie alles bisher Geträumte überragt, so habe ich kein Recht mehr, Charles und mein Schicksal anzuklagen. Doch wenn sie andern Menschen gleicht — wenn Laune nur, oder die gemeine Unbeständigkeit der Männer ihn aus meinen Armen in die ihrigen trieb — dann wehe über mich! — dann bin ich verloren! Dann wäre mir besser gewesen, Hungers zu sterben, und meine Kinder zu tödten, oder den Versuchungen der Leidenschaft zu erliegen, mit denen die Welt meine Jugend umwarb! Ich würde dann nicht zittern vor der Zukunft — nicht zittern vor dem Bekenntniß, daß die Tugend zur Thorheit wird, sobald die Liebe aufgehört hat eine Wahrheit zu sein."

Der Cardinal war, gleich allen denen, welche ihre eignen Affekte zu beherrschen wissen, sehr geneigt, fremde Leidenschaften zu belächeln: aber er war galant, und Carlotta gab ihm zu denken.

„Ich hoffe," sagte er, „Sie morgen gefaßter zu finden; ich zweifle, daß der Vicomte von Lagieres diesen schönen Schmerz verdient; einstweilen erlauben Sie mir, Sie der Frau von Comballet, meiner Nichte, vorzustellen."

Er machte Miene aufzustehen, als Joseph plötzlich, ohne sich melden zu lassen, hereinstürzte.

„Wichtige Nachrichten Ew. Eminenz! — Verzeihung!“ — rief er etwas außer Athem. „Ein Courier bringt einen Brief des schwedischen Kanzlers; er wird in kürzester Zeit hier sein. Ich halte ihn für einen sehr gefährlichen Besuch —“

„Nicht doch — nicht doch!“ entgegnete Richelieu, — „es ist mir lieb, daß endlich eine Entscheidung kommen wird; er soll mir sehr willkommen sein.“

„Noch etwas Außerordentliches!“ fuhr Joseph fort: „Herr Mazarin ist angekommen; er folgt mir auf dem Fuße.“

„Noch besser!“ entgegnete Richelieu — „Signora, Sie werden in wenigen Augenblicken einen Landsmann begrüßen, den ich unendlich schätze.“

„Und nehmen Sie sich in Acht vor dem Grafen von Soissons!“ flüsterte Joseph — „er soll wie außer sich aus dem Louvre gekommen sein —“

„O!“ — sagte Richelieu plötzlich verdüstert — „die Scenen des Louvre bringen mich um; wozu erinnerst Du mich daran?“

„Weil der Graf die Nachricht von der Ankunft Oxenstierna's benutzen wird, um das Volk zum Aufstand zu bewegen; weil der Graf ein Aufrührer ist,



der Ihnen durch alle Ihre Rechnungen einen häßlichen Strich machen wird, falls Sie nicht Ihre gewöhnliche Langmuth, die kein Mensch Ihnen dankt, bei Seite setzen. Auch an die Hugenotten und an de Broc erinnere ich Sie. Ich habe Nachrichten von ihm. Er ist ein ausgemachter Schuft, das sage ich Ihnen; ich wollte, er wäre so schnell gehangen, wie seine Schwester getraut. —"

Der Cardinal zuckte die Achseln. „Wenn ich nicht mehr Geduld hätte als Du, so würden wir Beide nächstens in Frankreich das Reich allein haben."

Hier trat ein Diener ein und meldete den Herrn Abbé Mazarin. Richelieu hieß ihn eilig hereinführen.

„Signora," sagte er zur Carlotta, „ich sehe Sie morgen; für heute ersuche ich Sie, einem meiner Kammerherren zu meiner Nichte zu folgen. Joseph, geleite die Dame in das anstoßende Gemach und stelle ihr den Herrn von St. Cyr vor; er wird sie zu meiner Nichte bringen."

Der Kapuziner bat Carlotta mit einer Geberde ihm zu folgen. Sie zögerte einen Augenblick, dann verbeugte sie sich gegen den Cardinal und schritt gleichgültig hinaus. „Ich werde mich heut dem Zufall

überlassen!" sagte sie zu Marco; „es kann mir nichts mehr begegnen, was mir fürchterlich wäre. Kommt morgen wieder zu mir, Marco, und bringt mir mein Kind; Ihr sollt dann meinen Entschluß vernehmen."

Siebentes Kapitel.

„Si les pierres pouvaient parler, ils diraient: Voilà un homme bien malheureux."
Victor Hugo.

Am nächsten Morgen ließ der Cardinal seiner Nichte sagen, daß die Vorbereitungen für die Ankunft des schwedischen Kanzlers ihn völlig in Anspruch nähmen, und er sie nur bitte, der Italienerin besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme zu schenken — ein Begehren, dessen Gründe er ihr seiner Zeit enthüllen würde. Der sanften und melancholischen Herzogin von Aiguillon*) genügte ein Wunsch ihres Oheims, um der Andarini ihre Theilnahme zu sichern; aber abgesehen von dieser Triebfeder ihres Gefühls, fesselte sie Carlotta's glühende Schönheit und ihr leidenschaftliches Temperament. Die Andarini war noch immer Naturkind, mindestens in der Auffassung äußerer Verhältnisse. Stolz wie sie war, und über-

*) Richelieu hatte seine Nichte vor Kurzem zur Herzogin von Aiguillon erhoben.

zeugt von der siegenden Macht ihrer Persönlichkeit, kümmerte sie sich nicht um die Kluft, welche sie von der begünstigten Nichte des allmächtigen Ministers trennte. Frau von Aiguillon besaß jene schöne Menschlichkeit, die es ertragen kann, eine Seele ohne die Verhüllung der Etikette anzublicken; Carlotta fühlte es und liebte sie dafür. Die Herzogin war erfreut über die Nähe dieses schönen und natürlichen Wesens, das ihr Zerstreuung und Trost in einer Zeit gewährte, welche sie für das Wohl desjenigen Menschen, den sie auf der Welt am meisten liebte, mit bangen Vorahnungen erfüllte. Durch die Bekanntmachung der Ankunft Oxenstierna's hatte Richelieu der spanischen Regierung gegenüber die Maske weggeworfen. Die ganze Welt wußte, daß es sich um eine Erneuerung der Allianz zwischen Schweden und Frankreich handle, und daß die Unterredung Richelieu's und Oxenstierna's, dieser leitenden Prinzipien zweier großen Reiche, für Europa entscheidend werden mußte. Es war kein geringer Gegenstand, diesen mit souverainem Rang bekleideten Unterthan, den einstigen Vertrauten Gustav Adolph's und Vormund seiner Tochter, zu empfangen. Tage lang war der Cardinal für Niemanden sichtbar, mit Joseph, Mazarin, den Ministern und Sekretairen eingeschlossen

Er fühlte sich in der entscheidenden Krisis seines Daseins; nicht weil er das Leben liebte, sondern um seine Feinde verspotten zu können, wollte er hindurch, und in der That erglänzte neu diese unbegreifliche Geisteskraft, mit der er sechs Armeen kommandiren, die Kabinette des gesammten Europa beherrschen, den Tracasserieen des Hofes die Spitze bieten, und daneben Trauerspiele schreiben und Akademieen stiften konnte. Wer aber tiefer blickte — wer in sein Vertrauen drang, der sah die Trostlosigkeit, welche seine riesenhafte Thätigkeit der Außenwelt verdeckte. Von den deutschen Armeen, von der flandrischen Grenze liefen nur schlechte Nachrichten ein, und der Graf von Soissons benutzte, an der Spitze einer populären Partei, die Ungunst des Kriegsgeschickes, um durch Aufwiegelung der Hauptstadt das Dasein des Ministers im entscheidenden Augenblick zu untergraben. Der Cardinal wußte, daß er auf unterwühltem Boden stand. Man munkelte am Hofe von einer Verschwörung im Volke, dessen Aufregung ja längst bekannt und groß genug gewesen. Richelieu glaubte daran. Er verdoppelte die Strenge seiner Maßregeln; er setzte ein Heer von Spionen in Bewegung, um sich Gewaltschritte zu ersparen; aber die Kraft, welche seine Handlungen verriethen, war nicht mehr in seinem

Herzen. In seinem Schlafzimmer fanden ihn seine Vertrauten, seine Möbel und Tapeten mit Messern zerreißend — trauriger Zeitvertreib seiner Tage der Entmuthigung und des Zornes; sein Haar bleichte und seine Gestalt beugte sich, und die Schmerzen seiner Seele theilten sich seinem Körper mit; er achtete ihrer nicht, aber sie vernichteten ihn langsam, ohne daß er es bemerkte. Und um das Maß zu häufen, fuhr Anna von Oestreich fort, ihm die so heiß ersehnte Unterredung zu versagen; selbst Stephanie, die unfreiwillige Vertraute seines traurigen Verhältnisses zu der Königin, hatte nichts über ihre Gebieterin vermocht. In dem Charakter Anna's von Oestreich war ein Punkt, den er zu spät ergründet hatte, und spät und schrecklich dämmerte jetzt in ihm die alltägliche Wahrheit auf, daß die beleidigte Liebe keinen gewisseren und natürlicheren Rächer hat, als ihren Zwillingsbruder, den Haß.

Es war der Abend vor der Ankunft Oxenstierna's. Der Cardinal war allein mit Joseph und arbeitete an den Instruktionen für den Gesandten Feuquières, der dem Kanzler nach Schweden folgen, und d'Avaux, welcher nach Warschau gehen sollte, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen zu vermitteln. Er hatte die Hauptsachen

geordnet und erhob sich, um eine kurze Pause zu machen — da fiel ihm die lateinische Anrede in die Hände, welche er vor dem versammelten Hofe an Oxenstierna halten sollte; er durchflog sie unzufriedenen Blicks.

„Laß sie noch einmal von Balzac durchsehen!" sagte er zu Joseph; „sie klingt schwerfällig, und diese Schweden verstehen etwas davon, wie wir durch Grotius erfahren. Schade, daß man des Decorums halber dergleichen nicht in Versen sagen kann."

Er öffnete bei diesen Worten eine verschlossene Mappe und blätterte ein paar Minuten lang in einem dicken Hefte einer Abschrift seiner Hirtentragödie Mirame, welche er dem schwedischen Kanzler zu Ehren in letzter Zeit beendet hatte, um sie während seiner Anwesenheit bei Hofe aufführen zu lassen.

Ein mattes Lächeln des Wohlgefallens leuchtete über sein feines, edles Gesicht. „Mirame ist vollendet!" sagte er, indem er dem Kapuziner einige seiner Lieblingsstellen mit dem Finger bezeichnete. „Wir werden den Abschluß des Alliauztraktates mit Schweden durch ihre Aufführung in dem neuen Schauspielsaale meines Palastes feiern; heute Nacht noch ist die erste Probe, welcher ich beiwohnen werde —"

„Sie sollten lieber schlafen!" sagte Joseph mürrisch; „diese Proben dienen nur dazu, Sie aufzuregen, und

Aergerniß zu geben. Mindestens sollten nur Leute vom Fach zugelassen werden; denn Ihre Feinde setzen immer Alles daran, solche Personen hineinzubringen, die dem König unangenehm oder verdächtig sind; das kann sehr üble Folgen haben."

„O," sagte Richelieu — „es macht Dir Vergnügen, mir diese Arbeiten meiner Muße zu verleiden —"

„Ich glaube," erwiderte Joseph mit einem mißliebigen Blick auf die Verse, daß man sich nützlicher beschäftigen kann."

„Meinst Du?" warf Richelieu hin — „wer hieß denn Dich, den unsterblichen Stifter der Nonnen vom Calvariusberg, Dich in Deiner Turciade als modernen Tyrtäus geriren? — Du bist im Irrthum;" fügte er hinzu, indem er nach einem letzten Liebesblick auf seine schmachtenden und endlosen Alexandriner die Mappe wieder verschloß — „Du bist im Irrthum, wenn Du glaubst, daß ich mit diesen Versen meine Zeit verliere, denn diese Beschäftigung ist das Einzige auf der Welt, was mich erfreut. Ich glaube, meine eigentliche Bestimmung war, Dichter zu werden, und die gebieterische Nothwendigkeit der Geschichte brachte mich an's Staatsruder. Auch will ich deßhalb meinem schöneren Ehrgeiz nicht entsagen, und Du wirst sehen, welche Morgenröthe für die Literatur

ich, falls Gott mir Leben schenkt, in Frankreich herausführen werde. Nöthig ist's in der That; denn im Vertrauen, Joseph, die Franzosen erscheinen mir oft noch höchst barbarisch, so viel sie sich auch auf ihre Civilisation zu Gute thun."

Der Kapuziner begnügte sich, eine zweideutige Bewegung des Kopfes zu machen; der Cardinal trat an's Fenster und öffnete es. Es war ihm schwül, und der Abend war ebenfalls schwül; es wetterleuchtete in der Ferne. Während Joseph sich mit Ordnen und Zusammenpacken von Papieren und Briefen beschäftigte, blieb Richelieu am Fenster, den Kopf an das Kreuz gelehnt, tiefathmend mit beklemmter Brust. Gedankenvoll betrachtete er erst den markirten, von einer Lampe scharf beleuchteten Kopf seines Vertrauten, dann verschiedene andere, im Zimmer aufgestellte Gegenstände, am längsten einen Küraß und drei bis vier verrostete Schwerter und Musketen, welche in einer Ecke des Gemaches an der Wand befestigt waren. „Der Rost thut ihnen weh!" sagte er trüb und langsam; „als ich jung war, träumte mir nicht, daß sie dereinst hingeworfen und vergessen sein, und das Herz, welches sie damals schützten, keine Hoffnungen mehr kennen würde — Joseph! steig doch hinauf und nimm die Musketen herab — die eine ist

zierlich mit Gold und Perlmutter ausgelegt; sie wird dem Könige Vergnügen machen. Jene dort ist es — nicht diese plumpe, fasse zur Linken. Die diente mir vor Susa und la Rochelle; sie hat ihr Tagewerk vollbracht — laß sie rosten."

Die Augen gingen ihm über, indem er so sprach. Er warf sich in einen Lehnsessel, mit dem Kopf in die Seitenpolster. Joseph hörte dumpfe Schmerzenslaute sich aus seiner Brust winden. Er wußte was es war, und sagte nichts.

Er ließ ihn ruhig schluchzen.

Als der Cardinal aufstand, trug sein Gesicht nicht eben Spuren sonderlicher Bewegung; aber wo sein Kopf auf dem Sammet des Lehnstuhls geruht, war derselbe durchnäßt und in Fetzen zerrissen.

„Ich will zu Abend speisen!" sagte er, sich gewaltsam aufraffend — „rufe Rogent und Boisrobert und sage ihnen, daß sie ihre gute Laune mitbringen mögen; ich muß mich zerstreuen oder den Verstand verlieren."

Joseph entfernte sich. Der Cardinal blieb mitten im Zimmer stehen, seine feinen Hände krampfhaft gegen die Stirn gepreßt.

„Gräßlich! gräßlich!" murmelte er — „im Grunde verachtete ich sie ja, und doch leide ich so furchtbar!"

Und nach einer Pause fügte er hinzu:

„Wie ist es möglich, daß man so groß sein und doch so leiden kann?“

Der Klang einer silbernen Schelle im Nebenzimmer benachrichtigte ihn, daß die Abendmahlzeit bereit sei. Im Vorzimmer saßen seine Pagen, bereit ihm zu folgen und ihn zu unterstützen; er wehrte sie ab und ging allein in den Speisesaal.

Es war ein kleines, aber hohes, lichtes, duftiges Gemach. Von dem weißen Getäfel der Wände hoben sich glänzend die krystallnen Kandelaber und die mit Rosen gestickten Vorhänge von weißer Seide, welche die Thüren und das einzige Fenster umflossen. Auf einem kleinen, mit blendenden Linnen bedeckten Tischchen dampften die Speisen und perlte der Burgunder in silbernen Schalen und goldenen Bechern. Es war so heiter anzusehen, dies schöne kleine Gemach; aber wenn man groß ist, fühlt man die heitern Eindrücke des Lebens nicht mehr.

„Er ist sehr melancholisch!“ flüsterte eine Stimme hinter dem Fenstervorhange.

„O weh!“ lispelte es in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers.

„Ja wohl, o weh!“ wiederholte die vorige Stimme, indem ein von einer Perrücke à la comète überragter

Kopf hinter dem Vorhange hervorkam — „Nehmen Sie sich in Acht, Rogent; Sie reißen seit langer Zeit ochsenmäßig dumme Witze; man hört nichts von Ihnen, als abgeschmackte Variationen einiger stehenden Redensarten. Kommen Sie doch hervor! —" mit diesen Worten wickelte sich Boisrobert aus dem Vorhange heraus, und Richelieu gewahrte mit Erstaunen, daß er mit einer zur Hälfte gelben, zur Hälfte rothen Kutte bekleidet war, in der er sich verzweifelt komisch ausnahm —

„Ah, gnädiger Herr!" fuhr er dann fort — „ich werfe mich Ihnen zu Füßen. Es ist keine kleine Ehre, im Cardinalspalast zu speisen, und Eminentissimus sehen den armen Rogent so verwirrt, daß er sich heute, statt wie sonst nur nichtssagende Witze herauszubringen, ganz und gar als Nichtssagender geriren, und die Bissen, statt in den Mund, in die Augen stecken wird."

„Ich bitte Sie!" unterbrach Richelieu — „je schlimmer er sich beträgt, desto besser für Sie. In welchem Aufzuge stecken Sie denn?"

„Fragen Eminentissimus die Grille des Schicksals, das ihn zum Komödianten schuf und dann eine Kutte aus ihm machte!" fiel Rogent ein.

„Und wo ist Joseph?“ unterbrach der Cardinal, zu Boisrobert gewandt.

„Ich weiß nicht!“ war die Antwort. „Führt vielleicht seine Gedanken in der Zukunft spazieren, oder macht's wie die Diplomaten im Allgemeinen, welche Schnecken gleich, nach allen Seiten mit erstaunlicher Gewandtheit die Fühlhörner ausstrecken, und im Uebrigen nicht von der Stelle kommen. Vielleicht kasteit er sich auch, um sich, falls gewisse Eminenzen seine Schultern zu schwer beladen sollten, mit einem blutigen Rücken entschuldigen zu können. Auch skandalisirte ihn meine Kleidung, deren tiefere Bedeutung er natürlich nicht verstand — — Als ob ein Mönchsgehirn dergleichen auch begriffe! Wenn diese bunte Kutte nichts bezweckte, als meiner Perrücke einen Relief zu geben, so wäre es schon viel, denn meine Perrücke ist fähig und bestimmt unsterblich zu werden. Eminentissimus haben da diese unglückliche Versammlung des Klerus im Augustinerkloster, um derentwillen Herr Mazarin sogar aus Rom hierhergekommen, und die noch immer kein Geld bewilligen will — — Gut! heute Abend zeichnet Nogent mich in diesem Kostüm — morgen klebt die Karikatur an allen Straßenecken von Paris — übermorgen steht die entsetzliche Thatsache im Cahier des Clerus, und

so hat das hohe Concilium gleich die wichtige Frage zu erörtern, ob ein Abbé eine Perrücke tragen dürfe, oder nicht. Ah, es ist etwas, dieser Kirchenversammlung einen dogmatischen Zankapfel an den Kopf zu werfen, über den sie die praktischeren Zwecke des Eminentissimi vergessen und im Vorbeigehen zerstreut bewilligen wird; es sind sonst verflucht filzige Gesellen, diese Herren von der Tonsur, und es ist ein Glück, daß sie sich noch immer durch Schulfuchsereien fangen lassen. Ich aber gestehe dieser Pastete gegenüber, daß die Arbeit, einen Gedanken von weltgeschichtlicher Bedeutung zu fassen, mich hungrig gemacht hat."

„Setzen wir uns!" sagte Richelieu zerstreut, mit einem Versuch zu lachen.

„Und wissen Ew. Eminenz," fuhr Boisrobert fort, „daß, wenn Sie meinen Gedanken verschmähen, der Klerus eben so wüthend auf Sie werden wird, als das Volk es schon ist?"

„Aber, Herr Abbé," fiel Nogent ein, „Ihre Scherze sind gefährlich; sie haben zu viel Wahrheit in sich; Sie wissen doch, wie es der Maus erging, die mit der Katze Freundschaft schloß und zum Danke für die Wahrheiten, die sie ihr sagte, gespeist wurde."

„Freilich!" entgegnete Boisrobert, indem er sich

einer dampfenden Schüssel delikaten Geflügels bemächtigte und dem Cardinal mit komischem Mißvergnügen in's Gesicht sah.

„Ich sage Ihnen," fuhr Rogent fort — „es giebt am Hofe nur eine Klugheit: Nolite confidere in grandibus —"

„Wer wird's denn auch?" rief Boisrobert — „auf Dank muß man in dieser Welt nie rechnen, am wenigsten bei Hofe, wo die Gedanken nur dazu da sind, einem den Appetit zu verderben. Ein Schalk jedoch, wer bei Tische stumm ist. Coena salibus nisi condietur, cibos sale vane condiveritis. So hieß es bei den guten Alten, die überhaupt in vielen Stücken vernünftiger waren, als wir. Ginge es nach mir, so gäbe es keinen Tag ohne Lustlager, und keine Nacht ohne Festmahl und Gesang —

„Seid fröhlich, seid fröhlich!
Wir haben's verdienet.
Macht neidisch die Götter
Auf ihrem Olymp.
Wir spotten der Alten
Beim Saft uns'rer Reben.
Doch ihre Götter
Sie wußten zu leben!
Sie übertreffen
Sei unser Streben!
Macht neidisch die Götter
Auf ihrem Olymp!"

In diesem Augenblick vernahm man leise Töne einer Laute durch die Wand, welche das Gemach von einem Zimmer trennte, in welchem die Herzogin von Aiguillon häufig zu musiciren pflegte.

Eine schöne klare Stimme begann zu singen:

„Was hab' ich dir gethan, o sieh zurück —
Was hab' ich dir gethan, daß du mich fliehst,
Daß du mir jetzt mein einzig armes Glück,
Den Sonnenschimmer deines Blick's entziehst?

War dich zu lieben solche schwere Schuld?
Mein Herz ist glühend, aber treu und rein!
Kehre zurück! Du hast mich einst geliebt!
Ertragen kann ich's nicht, verstoßen sein. —

„Auch sie!" murmelte Richelieu, indem es ihm wie ein Stich durch's Herz ging — „unglücklich auch sie, und das um mich!!"

Der Gesang ging weiter:

„Nicht mehr schwellt trunk'ner Uebermuth die Brust,
Der dem Geschick vertraut und sich allein.
Aus so viel Wunden blutet längst mein Herz,
Es hat nicht Kraft genug mehr, stolz zu sein.

Es hat nicht Kraft zu falschem Frohsinn mehr —
Barmherzigkeit! — ich sehne mich nach Lust!
Ein Hoffnungsschimmer für mein brechend Herz!!
Ein Sonnenstrahl —"

Der Cardinal war zusammengesunken; jetzt stand er plötzlich auf. „Ich bitte, daß Sie meine Rückkehr erwarten!" rief er, indem er sich hastig entfernte.

Er eilte, seine sämmtlichen Diener und Pagen zurückweisend, seinem Schlafgemache zu. In einem langen Mantel, der ihn bis zur Unkenntlichkeit verhüllte, wankte er über den Hof des Cardinalspalastes, durch die Straße St. Honoré dem Louvre zu. Es war eine unfreundliche Nacht, aber er fühlte es nicht.

Es gab im Louvre eine kleine, verborgene Galerie, die zu dem Flügel der Königin und ihrer Damen führte. Sie war der Weg süßer Geheimnisse — verschwiegener Wonnen; sie pflegte nichts zu wiederhallen, als das Herzklopfen der Erwartung und die Seufzer entzückender Erinnerungen; selten wandelte durch sie der Schmerz.

Diese Galerie entlang wankte scheu wie ein Verbrecher der Cardinal von Richelieu zu dem Zimmer der Frau von Lagieres. Er fand die fromme Stephanie, wo sie beständig zu finden war, in ihrem Betstuhl vor dem Kruzifix, auf den Knieen.

„Gott segne Sie!" sagte er dumpf, indem er neben ihr stehen blieb.

Stephanie richtete sich auf und blickte in sein blasses, von Schmerz und Wachen entstelltes Gesicht. Sie streifte ihn im Vorübergehen und fuhr zusammen.

„Ihre Hand ist kalt, Herr Cardinal!" sagte sie mit einem Schauer.

Der Cardinal neigte sich auf seine Hand und sah sie an, als ob er etwas Besonderes daran fände. Dann faßte er den Arm der jungen Frau und sagte heftig: „Stephanie, ich muß sie sehen.“

Frau von Lagieres ließ sich auf einen Sessel gleiten und zuckte die Achseln, indem sie erwiderte: „Sie will es nicht, Herr Cardinal.“

„Sie will es nicht!“ wiederholte Richelieu — „nimmermehr! Ich glaube es nicht; sie war noch niemals unerbittlich. Ich muß sie sehen. Eine Stunde allein mit ihr, und alle diese Mißverständnisse sind aufgeklärt. Was spreche ich von einer Stunde? Eine halbe — eine Viertelstunde — Minuten nur begehre ich! Sagen Sie ihr das! Seien Sie barmherzig, Stephanie!“

„Und wozu? — was hoffen Sie von ihr?“

„Ich hoffe nichts mehr, als sie zu sehen! — Seien Sie barmherzig, Stephanie. Was ich gelitten habe, um dahin zu kommen, das wissen Sie nicht — Sie haben nie geliebt! —“

Stephanie's Augen hafteten starr an dem Kruzifix über dem Betschemel; ihr Blick kreuzte den des Cardinals.

„Doch!“ murmelte sie unbewußt vor sich hin — „doch! — ich liebte Jemand —“

Langsam erhob sie sich und verschwand durch eine Tapetenthür, die zu den Zimmern der Königin führte. Neben dem Kruzifix in einem Brevier lesend, versuchte der Minister, die Jahrhunderte dieser Augenblicke durch Andacht zu verkürzen; aber er vermochte es nicht.

Nach zehn Minuten kehrte Stephanie zurück.

„Sie will nicht!“ sagte sie tonlos.

Der Cardinal stürzte zur Erde. Lange Zeit lag er unbeweglich; dann kam ein unterdrücktes, krampfhaftes Geschrei. Es war eine jener furchtbaren Krisen, die das Leben eines Menschen neu zu stempeln vermögen. „Nicht mehr sehen!“ murmelte er unter Todesschmerzen, indem er sich mühsam aufrichtete. „O Anna — Anna — Anna!“ — Man hört ja einen verurtheilten Verbrecher, wenn er's bittet!“

Er sank mit einem dumpfen Wehlaut in sich selbst zurück. Plötzlich stand er auf. Er blickte rings umher, als ob er sich besinnen wolle. In ihrem Betschemel sah er Stephanie hingestreckt und hörte sie halblaut ihr credo murmeln.

Er faßte sie rauh bei der Hand und zwang sie, sich aufzurichten; sie gehorchte ihm willenlos.

„Ihr betet, und betet immer!“ sagte er mit dem Hohn des hoffnungslosen Seelenschmerzes; „Ihr

denkt, daß damit Alles abgethan, und doch sind Eure Götter ohne Erbarmen, wie Ihr selbst."

Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Freilich, war auch ich es oft; ich bin es auch gegen Dich gewesen, und habe Dich unglücklich gemacht!"

Dann, als Stephanie schwieg, sagte er bebend:

„Was sprach sie? — und wie sprach sie es?"

„Sie ließ mich nicht ein!" erwiderte Stephanie zitternd; durch die Thür mußte ich Ihr Begehren ihr zurufen, und durch die Thür erwiderte sie zornig, daß Sie dem schwedischen Kanzler Ihre Freundschaft überlassen wolle; der Feind ihres Vaterlandes sei der ihrige auch."

Der Cardinal lachte kurz auf; dann setzte er sich Stephanien gegenüber.

„Wahrlich," sagte er mit einer Ruhe, die gegen seine vorige Erregung einen schrecklichen Gegensatz bildete — „wenn ich an dieser Frau keine Weltweisheit lerne, so lerne ich sie niemals."

„Ich habe," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „zuweilen darüber nachgedacht, was unüberwindlicher sei, die Vernunft oder die blinden Neigungen der Menschen, und bin zu einem traurigen Resultat gekommen. Die Vernunft, bewußt oder unbewußt,

beugt sich immer der Leidenschaft; meist läßt sie sich willig durch Scheingründe blenden, durch die Jene ihr zu schmeicheln sucht; der blinde Zug des Herzens hört dagegen auf kein Raisonnement, sei es noch so klug und witzig; man mag thun, was man will — eigensinnig kehrt er immer wieder in das alte Bette zurück. Hätte dies Weib mich je geliebt — was kümmerte sie dann meine Feindschaft gegen Spanien? Zum Vorwand nimmt sie sie jetzt, um eine Illusion zu brechen, die ihr lästig geworden ist."

„Wohl ihr, wenn sie den Frevel bereut!" murmelte Stephanie.

„Ich bitte Dich!" unterbrach Richelieu ungeduldig — „Du bist gut und rein, und es ist mir lieb, daß gerade Du es sein mußtest, der mein Schicksal mich zu erkennen gab; aber höhne meinen Schmerz nicht durch deine frommen Sentenzen; Du könntest mich heute zum Gotteslästerer machen. Ich schwöre Dir bei unserer heiligen Kirche! — Gott bricht den Stab nicht über dem Zusammenfluthen zweier königlichen Seelen, die ohne eigne Schuld ein äußeres Verhängniß trennt; sie hat Nichts zu bereuen. Nein! sie liebte mich nicht! Das war's! — Ehe ihr Verlassensein, ihre Sehnsucht nach Glück ihr eine Leidenschaft vorlog, die ihre Eitelkeit nährte, gab es eine Zeit,

wo sie mich haßte; sie fiel meiner Macht anheim, weil sie für den leeren Altar ihres Herzens keinen besseren Götzen fand. Mit ihren königlichen Instinkten, mit ihrer Hoheit, wenn nicht der Seele, so doch der Race, mit ihrer Leidenschaftlichkeit ohne Größe des Charakters kann sie mir nie vergeben, daß sie auf einen Augenblick mich, ihren Unterthan, für die Gottheit ihres Lebens hielt — Unser Verhältniß war falsch vom Anfang an. Es konnte die Freundschaft zweier Geister — es konnte die Liebe zweier flammenden Naturen sein — an ihr ist Beides gescheitert —"

„Entsetzlich!" murmelte Stephanie.

„Ja wohl entsetzlich!" wiederholte Richelieu — „sie hätte mich beinah zu Grunde gerichtet — denn ich — ich habe sie geliebt, und werde vielleicht nimmer vermögen, sie zu vergessen oder zu hassen. Wär's möglich, daß Liebe weichen könnte — die meine wäre an der Nichtachtung untergegangen, mit der ich ihren Geist betrachtet habe — selbst damals, als ich sie zum ersten Mal im Glanze ihrer lichten Jugend sah, und es wie Frühling emporblühte in meinem ehrgeizigen Priesterherzen, und ich zuerst mir schwur, dies Paradies zu erwerben. Was half mir's, zu erkennen, daß ihr die Tiefe fehlte, nach der ich mich ein Leben hindurch gesehnt? Verschmäht für Bucking-

ham, verachtete ich sie und rächte mich durch Verfolgungen und Kränkungen, ohne der Liebe ein Ende zu finden. Dann kam eine Zeit, wo ich's vergangen glaubte. Und siehe da! — als sie mit meinen Feinden sich gegen mein Leben verband und die dämonische Lust mich faßte, sie auf dieselbe Folter zu spannen, die ich durch sie erduldet — als ich's erreicht und ich sie endlich kalt verführte, ein Opfer der Politik — — da loderten die alten Flammen wieder auf; da sah ich wohl, daß es Thorheit ist, sich Leidenschaften wegzuleugnen, denen man einmal nicht entfliehen kann. O Vernunft, ewige Fackel in dem Dunkel dieser Welt, mußtest Du in unsere Finsterniß geschleudert werden, um unsere Armseligkeit zu beleuchten? — Ohne Dich wüßten wir nicht, wie elend wir sind! —

Es entstand eine lange Pause. Da endlich erhob er sich, der stolze Cardinal von Richelieu; der Schleier war auf das empörte Innere zurückgesunken.

„Was Sie in dieser Stunde gesehen und gehört," sagte er mit unnatürlicher Fassung — „verschweigen Sie es — jetzt ist es vorbei; noch braucht mich Frankreich; es ist ein Glück, daß ich mich darauf besinne. Morgen empfangen wir den schwedischen Kanzler; es wird ein glänzender Tag sein, Sie werden

gut thun, sich durch Ruhe darauf vorzubereiten. Sagen Sie Ihrer Majestät, daß ich ihren Thron gegen sie selbst zu schützen wissen, und daß ich Spanien unfehlbar den Krieg erklären werde!"

Er entfernte sich hastig. Am Eingange angekommen, kehrte er wieder um.

„Stephanie" — sagte er sanft — „sind Sie sehr unglücklich durch Ihre Heirath?" —

„Nicht mehr als ich gewesen!" erwiderte sie klanglos und trüben Blickes.

„Sie hatten Besseres um mich verdient!" antwortete er mit feuchten Augen; „möge Gott Ihnen vergeben — vergeben Sie auch mir!"

Er riß sich los und eilte die Galerie entlang, die Treppe hinab, sinnlos, vom Schwindel erfaßt, nur eines Gedankens noch mächtig — des Wunsches, den Cardinalspalast zu erreichen, bevor er zusammenbrach. Und in der That trugen ihn seine Füße bis etwa sechs Schritte vom Hauptportal, wo seine Garden Wache standen; dort sank er ohnmächtig zu Boden, und während die Glocken von St. Germain l'Auxerrois Sturm zu läuten begannen, trug man ihn besinnungslos in sein Schlafgemach.

Achtes Kapitel.

„Paris, cette tête du royaume, est trop grosse; elle est pleine de beaucoup d'humeurs nuisibles au repos de ses membres; de temps en temps une saignée lui est nécessaire."

Mot de Henry III.

„Ainsi cette résolution importante, qui allait troubler toute l'Europe, et qui devait être préméditée depuis de longues années, fut prise en moins d'une heure."

Mémoires de Montrésor.

Da war also dieser Aufstand, der längst im Stillen gegrollt, und diese Sturmglocken von St. Germain l'Auxerrois, die, seit sie zur St. Barthelemy geläutet, die leicht bewegliche Capitale, wo sie nur immer ertönt, in einen Schauplatz des Schreckens und blutiger Leidenschaft verwandelt hatten. Es war das längst schon vorbereitete Werk des Grafen von Soissons, welcher, die Volksleidenschaft benutzend, das Gerücht der durch Johann von Werth der unbewachten Grenze der Picardie und der unbefestigten Hauptstadt drohenden Gefahr verbreitet, vervielfacht und

zur Parole einer unsinnigen Empörung in dem Augenblick benutzt hatte, in welchem Richelieu durch die Erneuerung des Allianztraktats mit der Krone Schweden einen neuen Triumph zu feiern gedachte. Von allen Menschen war der König vielleicht derjenige, welcher dieses Ereigniß am wenigsten geahnt hatte. Während der letzten Tage ganz durch die Verhandlungen im geheimen Rathe, und während seiner Mußestunden mit dem scheinbar genesenen Charles und seinen unruhigen Gedanken an dessen ehemalige Frau beschäftigt, nach der er kaum zu fragen wagte, hatte er ziemlich einsam gelebt, ohne andere Gesellschaft, als St. Simon, Charles und die Aerzte. Der Erstgenannte hatte ihm begreiflich zu machen gesucht, daß von Seiten Richelieu's alles Erdenkliche geschehe, um den Aufruhr der Provinzen zu dämpfen, daß der Krieg nothwendig, die Grenze durchaus nicht mehr unbedeckt, dagegen Alles, was an Gerüchten über den fabelhaften Johann von Werth im Publikum umhergehe, mindestens zur Hälfte erlogen sei. Der König hatte wiederholt geantwortet, daß er es sehr gern glauben wolle, und war daher nicht wenig bestürzt, als er die Sturmglocken hörte, und kurz darauf, beim Scheine der spärlich angebrachten Laternen, aus der Rue St. Denis, dem Kai de l'Horloge entlang,

eine dichte Menschenmasse sich ergießen sah, welche bald die Seinebrücken überschwemmt hatte und gegen das Louvre brandete. Zugleich stürzten mehrere todtblasse Kammerherren herein, mit dem verwirrten Geschrei, daß das Volk sie belagern wolle, daß der Graf von Soissons sich an der Spitze von zehntausend Bewaffneten dem Louvre nähere, daß das Parlament versammelt sei und den Justizpalast mit Schmähungen gegen den Hof und die Regierung erfülle, daß die Salle des pas perdus voll Wüthender stehe, welche nur den Schluß der Parlamentssitzung erwarteten, um auf den leisesten Wink nach dem Cardinalspalast zu ziehen und den Minister zu ermorden. Gleichzeitig vernahm man durch die Fenster einen von Minute zu Minute wachsenden Lärm. Gleich empörten Meereswellen flutheten die Massen aus der Cité und Université, den Faubourgs St. Jaques, St. Victor und St. Germain über den Pont-au-change, Pont-neuf und Pont-royal, die Seineufer entlang. Zu allen Thoren hinein strömten die Hiobsposten. An der Spitze der Arbeiter des Faubourg St. Antoine, hieß es, stürme der Graf von Soissons das Zeughaus, während seine Emissäre die vom Cardinal neu erbauten Häuser der Seineinseln in Brand steckten. Jetzt begann das Läuten der Sturmglocken auch die

Kathedrale von Notre-Dame anzustecken, und langsam rollend verbreitete sich von Thurm zu Thurm dieses furchtbare Glockenspiel, ein Donner über den Menschenwogen. Der König stieß das Fenster auf und lehnte, auf St. Simon gestützt, über das Gesims desselben. Er hörte, aus der heillosen Verwirrung heraus, lautes, dem Grafen von Soissons geltendes Vivatrufen, erbitterte Klagen über das Elend der Zeiten und Flüche gegen den Minister. Ein stämmiger Mensch war auf die Samaritaine geklettert und begann eine Anrede an das Volk, worin er auseinandersetzte, daß der Cardinal zwar erst das Volk durch einen Krieg in's Elend stürzen wolle, um unentbehrlich zu sein, schließlich aber die gute Stadt Paris dem Ungeheuer Johann von Werth in die Hände liefern wolle; man sähe das wohl, weil er keine einzige Festung der Picardie besetzt und, unter dem Vorwande einer Vergrößerung der Stadt, die Mauer zwischen ihr und dem Faubourg St. Honoré niedergerissen habe. Die Eminenz von Richelieu sei ein neuer Coyone, viel schlimmer als der alte*), und da der Marschall Vitry in der Bastille sitze, würde sich ein Anderer finden, der fähig sei, diesen Tyrannen,

*) Der Marschall d'Ancre.

Ketzer und Türken aus der Welt zu schaffen — — — Ob Ludwig dem Dreizehnten der Gedanke kam, daß er im Stande sei, die an dem Marschall d'Ancre verübte That wiederholen zu lassen? Er haßte ja im Grunde bereits seinen einst so geliebten Minister; nur Furcht, nur Feigheit, nur die Angst, nicht ohne ihn bestehen zu können, hielten ihn von dem völligen Selbstgeständniß dieses Hasses zurück. Wie dem auch sei — ein häßliches Lachen verzerrte, trotz der Gefahr des Augenblicks, sein fleischloses Gesicht; dann schlug er das Fenster zu und sagte kopfschüttelnd, mit einem widerwärtigen Blick: „der Cardinal hat Recht; das Volk ist eine schamlose Canaille." Ja, hätte er sich zu helfen gewußt ohne Richelieu, wer weiß, ob nicht das Wohlgefallen an den Reden dieser Canaille seinen Widerwillen gegen sie zu überwiegen fähig gewesen wäre! So aber wandte er sich zu St. Simon, und sagte mit naiver Rathlosigkeit:

„Le Grand, was ist zu thun?"

„Sire," erwiderte St. Simon schüchtern — „ich dächte Sie fragten den Cardinal."

„Den Cardinal!" wiederholte Ludwig gedehnt und unentschlossen; „Ihr wißt nichts Anderes, als den Cardinal!"

„Und dennoch werden wir unsere Zuflucht zu

seinem Kopfe nehmen müssen!" erwiderte St. Simon etwas selbstvergessen; „ich bin erstaunt und bestürzt, daß wir nichts von ihm hören; ich will nicht fürchten, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei!"

„Das wird es nicht!" erwiderte Ludwig rathlos — „gewiß, das wird es nicht! — Ich will hinüberschicken, wenn Sie meinen! —"

„Ich selber will hinüber!" rief St. Simon entschlossen — „durch diese wüthende Menge traut sich kein Untergebener mehr, und schicken Sie Bewaffnete, so werden sie in Stücke zerrissen. Lassen Sie mich fort, noch ehe die Zugänge des Louvre gesperrt werden; die Kleidung eines Mannes aus dem Volke wird mich schützen."

Mit Noth und Mühe bahnte St. Simon sich einen Weg durch die unaufhaltsam eindringenden Hofleute, welche, als ob Gesetz und Ordnung aufgelöst sei, einen Lärm und eine Verwirrung anrichteten, die den König vollends um seine Besinnung brachten. Das Gedränge ward noch größer, als, bereits gegen Tagesanbruch, ein Huissier den Vorstand der Kaufleute mit den Schöffen und Vorstehern der sechs Zünfte meldete. Sie traten in demselben Augenblick ein, und Ludwig, der zwei Stunden lang recht eigentlich ohne das Geringste gethan zu haben, inmitten seiner un-

geberdig wehklagenden Hofleute am Fenster gestanden hatte, kam ihnen äußerst verlegen entgegen.

Der Vorstand der Kaufleute nahm das Wort.

„Sire,“ sagte er, „da Paris in Aufruhr ist, so kommen Ihre guten Bürger und Unterthanen, Ihnen ihren Respekt zu Füßen zu legen, und so viel es in ihren Kräften steht, Ihnen Hülfe anzubieten.“

Diese Worte waren Balsam für die Ohren des Königs. Er stotterte einige unzusammenhängende Worte und reichte den ihm zunächst Stehenden seine beiden Hände, während sich Alle herandrängten um sie zu küssen. Der Vorstand der Kaufleute hielt es für zweckmäßig, diese improvisirte Rührungsscene zu unterbrechen. Nachdem er in kurzen Worten die Thatsachen der letzten Stunden, so weit sie ihm bekannt waren, zusammengefaßt, erbot er sich, in Gemeinschaft mit dem Zunftmeister der Goldschmiede zu freiwilliger Geldhülfe, falls der Aufstand fortdauere, und zur Anwerbung von Soldaten, falls das Gerücht von der Annäherung Johann's von Werth sich bestätigen sollte. Er fügte die erneuerte Versicherung seiner Ergebenheit für die Sache des Thrones hinzu, konnte sich indessen nicht enthalten, ein leises Erstaunen über die bisher beobachtete Unthätigkeit zu äußern. „Man ist besorgt um Se. Eminenz!“ so schloß er

seine Rede. „So viel ich in Erfahrung bringen konnte, ist der Cardinalspalast umzingelt, und bei der ungerechten Aufregung des Volks hat man Grund zu ernsthafter Unruhe, indem von dort aus, wider alle Gewohnheit, die Ausstellung einiger Musketierabtheilungen ausgenommen, seit dem Beginn des Aufruhrs noch kein einziger Befehl ausgegangen ist."

Jetzt ward auch der König besorgt. Er erstaunte plötzlich über die Trägheit, mit welcher er den von Augenblick zu Augenblick wachsenden Unordnungen zusah. Ludwig XIII. war unerschrocken auf dem Schlachtfelde, aber furchtsam einem Straßenaufruhr gegenüber, weil ihn die Besinnung verließ, sobald die Umstände noch etwas mehr als bloßen persönlichen Muth erforderten. Er mußte sich bekennen, daß Richelieu ihm gefehlt habe, und daß ohne ihn die Größe der ihm drohenden Gefahr gar nicht zu berechnen sei. Händeringend gab er Befehl, die Ausgänge des Louvre zu besetzen, und ein Corps seiner Garden nach dem Cardinalspalaste zu schicken, um es dem Minister zur persönlichen Verfügung zu stellen. Er sandte, nachdem er die städtische Deputation entlassen, Boten auf Boten nach dem Cardinalspalast; aber kein einziger, auch St. Simon nicht, kam wieder.

Der Großstallmeister war unterdeß mit unsäg-

licher Mühe durch die Kopf an Kopf sich drängenden Menschen, über die aufgerissenen und von wilden Geschrei wiederhallenden Straßen bis vor den von starken Eisengittern umgebenen Platz unmittelbar am Cardinalspalast gelangt, und zwar zugleich mit den Garden des Königs, welche zwar unter heftigem Widerstand, doch ziemlich schnell den Weg dahin zurückgelegt hatten. In der Verwirrung konnte er kaum erfahren, zu welchem Zweck die königliche Sendung erfolgt sei, und es war nicht möglich, den längs dem Eisengitter aufgepflanzten Wachen des Cardinals begreiflich zu machen, daß er in guter Absicht komme. Vergebens fragte er nach Richelieu; Niemand hatte Zeit ihm eine vernünftige Antwort zu geben. Dazwischen tos'te und lärmte das Volk wie toll, und St. Simon bemerkte deutlich, daß aus den angrenzenden Straßen verschiedene, mit Waffen aller Art bepackte Karren sich mühsam vordrängten, und der erbitterte Haufe sich vorbereitete, mit bewehrter Hand die Eroberung des schwach vertheidigten Gebäudes anzugreifen.

Erstaunt, bestürzt, von Ahnungen beängstigt, erinnerte der Großstallmeister sich eines versteckten Zugangs auf der andern Seite, den eine vereinzelte Schildwacht hütete. Es war Hoffnung vorhanden,

denselben noch nicht vom Volk besetzt zu finden und sich der Schildwacht erkennen zu geben, ohne Aufsehen zu erregen. Es ward ihm besser, als er geglaubt. Durch unbegreifliche Nachlässigkeit oder Gott weiß, von welchem panischen Schrecken ergriffen, hatte die Wache ihren Posten verlassen; nichtsdestoweniger war der Platz an dieser Stelle öde, weil genannter Zugang, klein und kunstvoll versteckt, dem Volke unbekannt geblieben war. St. Simon schlüpfte hinein, fand aber sämmtliche Zugänge zum Innern des Palastes durch Schlösser, Ketten und Riegel versperrt. Es blieb ihm nichts übrig, als eine kleine Kapelle zu betreten, welche allein offen geblieben war, und wo er hoffen durfte, durch die Thür der Sakristei in das Innere des Palastes zu dringen. Beim Eintritt überraschte ihn ein ziemlich seltsamer Anblick. Auf dem breiten Postamente eines Marienbildes, welches ein buntfarbiges Fenster zur Hälfte verdeckte, stand Pater Joseph mit Rosenkranz und Brevier, laut seine Gebete sagend, während er seinen, für ein Observatorium sehr günstigen Platz nach Möglichkeit ausbeutete und aller Augenblicke seine Andachtsübungen unterbrach, um in einem Ton von nicht gelinder Wuth den ihn Umstehenden und durch die Sakristei Aus- und Eingehenden Befehle zu ertheilen.

„Um Gotteswillen, Pater Joseph!“ rief St. Simon — „dem Himmel sei Dank, daß ich Sie finde! Was ist geschehen? Wo ist Se. Eminenz?“

Statt zu antworten, ließ Joseph plötzlich das Paternoster auf seinen Lippen ersterben.

„Wahrhaftig!“ rief er — „es kommt ein neuer Haufe die Rues des Petits-Champs und Beaujolais herauf! — ich hör' es an ihrem verdammten Geplärr! — O heilige Genoveva, erbarme dich unser!“

Und während Pater Joseph, ohne das bunte Fenster aus den Augen zu lassen, ein credo anhub, drang in der That verstärktes Getöse von schreienden und heulenden Stimmen herein, durch das die Worte: „Nieder mit dem Priester! — weg mit dem Cardinal! —“ sich deutlich unterscheiden ließen.

„Wir haben glücklicherweise die Straße St. Honoré gesperrt!“ meldete hier der Adjutant des Marschalls de la Meilleraye, welcher augenblicklich die Regimenter des Cardinals befehligte — „haben auch eine Masse von Leuten umzingelt — Was ist zu thun? — Ist Se. Eminenz noch immer nicht erholt?“

„Zu allen Donnerwettern, nein!“ antwortete Joseph grob — „Sie könnten wissen, daß es weit mit ihm gekommen sein muß, wenn ich schon, statt zu handeln, still stehe und dem lieben Gott was vorplärre!!“

„Wir könnten den Palast befreien, wenn wir ein paar energische Schüsse wagen dürften!“ fuhr der Adjutant fort; „aber der König verläßt uns wie Se. Eminenz —“

„Bringt Alles um!“ rief Joseph, ohne sich in seinen frommen Uebungen stören zu lassen. „Das ist ja eine ganz verfluchte Canaille; ich will verantworten, was gegen sie geschieht.“

„Ei, lieber Pater Kapuziner,“ sagte hier eine sanfte Stimme, „das ist doch eine absonderliche Art, die Barmherzigkeit des Himmels auf uns herabzurufen; jene Leute sind verblendet, und Se. Eminenz würde Sie tadeln, erführe Sie, was Sie da eben reden.“

„So muß man sich nicht so betragen, daß alle Welt vor Aerger den Verstand verliert!“ entgegnete Joseph, entschlossen den Rosenkranz zu Boden werfend; „ich beneide Sie um Ihre milchherzige Natur, Pater Valmar — habe einmal nicht die Gabe der Gelassenheit.“

„Da ist der Großstallmeister!“ unterbrach plötzlich einer der Anwesenden.

„Ich komme vom König!“ fiel St. Simon ein, froh, endlich durchzudringen; „er erkundigt sich nach Sr. Eminenz. Man ist sehr unruhig seinetwegen,

denn von Minute zu Minute nimmt der Lärm mehr überhand."

„Und Niemand weiß, wo dieser nichtswürdige Graf von Soissons steckt!" rief Joseph wüthend; „es ist eine Schmach! — lieber in Stücke zerrissen werden, als sich von einem solchen Pöbelhaufen beschimpfen lassen! Die Eminenz ist krank, Herr Chevalier! Wahrhaftig, Paris befindet sich in einem schönen Zustande, um den schwedischen Kanzler zu empfangen; es steht schlimm um den armen Staat, dessen ganzes Leben in einem Kopfe steckt, der auch zu Zeiten verloren gehen kann!"

Er lehnte sich vor, so weit er konnte, und sah durch eine gelbgemalte Scheibe, daß das Volk mit den am Gitter aufgestellten Garden handgemein geworden und im Begriffe war, den Platz zu überschwemmen, ohne auf die Musketenkugeln zu achten, welche bereits aus der Straße St. Honoré herübersausten.

„Hier hilft nichts weiter!" sagte er zwischen den Zähnen, indem er von seinem Postamente heruntersprang, — „einen Entschluß muß er fassen! Aus diesem Anfall von Tollheit muß er erwachen, wenn eine Stunde nicht die Arbeit eines ganzen Lebens vernichten soll!"

Im Abgehen rief er dem Großstallmeister zu:

„Sie finden uns in einiger Unordnung; doch wird es schon besser werden; denn da der König uns nicht hilft, bleibt uns nichts übrig, als uns selber zu helfen, und das werden wir, verlassen Sie sich darauf!“

So schnell seine lange Kutte es ihm erlaubte, lief er dann durch eine verborgene Galerie zum Schlafzimmer des Cardinals, den er allein mit Mazarin, schluchzend und in nervösen Zuckungen auf seinem Bette fand.

Gewandt und schlau, wie immer, suchte Mazarin Alles hervor, was Richelieu's Eitelkeit schmeicheln konnte und ihm Muth einzuflößen geeignet war. Er ermahnte ihn, sich zu ermannen, weil dieser ganze Aufstand doch nur von einem Haufen Gesindel herrühre, das sich mit Schreien amüsire, und daß, wenn er — der Cardinal — bisweilen, an Stelle strengster Gerechtigkeit, gelindere Saiten aufgezogen und dolce dolce die Prinzen und den Hof traktirt hätte, es nie so weit gekommen wäre.

Der Pater Joseph trat leise ein und hörte noch einen Theil dieser Tröstungen, deren Unzulänglichkeit er erkannte, weil er tiefer in das Innere seines Gebieters geblickt. Er wußte, daß mehr als Alles jene

krampfhafte Leidenschaft Schuld eines Zustandes trug, der fast nichts weiter war, als das Verbluten dieses Liebeslebens, welches ihm keinen Augenblick von Glück gegeben, welches er als Feind und Räuber seiner Vernunft viel tausend Male verwünscht, und dessen Bande ihn dennoch stark wie das Leben umfingen.

Der Pater Joseph aber verachtete diese Schwäche, die ihn Jahre lang geärgert und gequält, und fühlte, bei Anhörung der sanften und schmeichelnden Redensarten Mazarin's seine Geduld von Sekunde zu Sekunde schwinden. Er pflegte überhaupt über Mazarin die Nase zu rümpfen, weil er ihm in allen Stücken etwas weibisch erschien; heut aber war er ihm vollends zuwider. Als endlich der letzte Faden seiner Langmuth riß, schob er ihn so barsch bei Seite, daß Mazarin mit einem leichten Schrei bis zum geöffneten Fenster taumelte, durch welches der noch immer wachsende Stimmenlärm wild und drohend von der Straße herüberdrang.

„Nun?“ sagte Joseph, indem er die Hände in die Seiten stemmte und dem Cardinal bitter und spottend in's Gesicht sah — „nun, wozu entschließen wir uns? Wollen Sie herrschen, wenn Sie nicht fähig sind, einer so elenden Gefahr die Stirn zu bieten? Wollen Sie Frankreich regieren, und sämmtlichen Herrschern

Europa's Gesetze vorschreiben, wenn Sie vor einem Pöbelhaufen erblassen? Denken Sie nicht an das, was Frankreichs Wohl, wenn auch nicht im Sinne dieses verrückten Haufens, in den nächsten Tagen von Ihnen erwartet? Wollen Sie Herrn Mazarin's Rath befolgen, und dolce dolce warten, bis die Canaille kommt, um Sie und uns Alle mit Ihnen zu hängen?"

„O Joseph," ächzte der Cardinal — „es ist nicht die Furcht vor Gefahr, die mich darnieder wirft; es ist die Angst vor meiner eignen Seele — vor dieser todten Zukunft — — vor dieser alten Verlassenheit —"

„Das wird sich finden!" rief der Pater — — „ist Alles aus zwischen Ihnen und — — — „desto besser," fuhr er nach kurzer Pause fort; „der Augenblick erfordert mehr als Thränen und Angst vor der Zukunft; sparen Sie dieselben bis nachher. Dies Volk geberdet sich wie wahnsinnig; es gilt, ihm schnell zu imponiren! Muth, gnädiger Herr! — Zeigen Sie sich! gehen Sie kühn durch die Straßen von Paris, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß, wie Sie wollen! Erstaunen Sie nicht über diesen Rath. Es steht uns keine hinreichende Waffenmacht zu Gebote, um diesen Aufruhr zu dämpfen; schwache Gewaltversuche aber



machen Uebel nur ärger. Des Königs Gesinnung kennen wir nicht; ergreifen Sie also das einzige Mittel, das Volk in einer Minute zu Boden zu werfen. Machen Sie die Empörung durch Ihre Verachtung stumm!!"

„Wirklich," fügte Mazarin hinzu, indem er seinen Aerger über Joseph's Benehmen verschluckte und dem Cardinal die Hand küßte — „Muth ist der Liebling des Glückes, und ich glaube, der Signore Joseph hat Recht."

Der Cardinal richtete sich auf; indessen ward das Getöse unerträglich; die Thür ward aufgerissen; schreckenbleiche Gesichter erschienen — Sekretaire, Pagen, Cavaliere, Herren von der Akademie stürzten herein. Hundert verwirrte Aeußerungen schlugen an das Ohr des Ministers: „Retten Sie sich, Herr Cardinal! — der Palast wird belagert! — der König begünstigt den Aufstand! — Wir wollen sterben mit Ew. Eminenz!!" —

Es war eine babylonische Verwirrung. Mit einiger Selbstüberwindung begann Mazarin lächelnden Gesichts hin- und herzugehen und Jeden zu versichern, daß es mit der Gefahr nicht so viel auf sich habe, als man im Ganzen glauben machen wolle. Joseph sah spöttisch drein. Er warf dem Cardinal einen

vielsagenden Blick zu und sagte höchst gelassen: „Das Volk schreit nach Sr. Eminenz, und Se. Eminenz wird gleich erscheinen; es mag sich nur gedulden, bis Se. Eminenz die Schauspielprobe angeordnet haben, welche die Aufführung seiner Tragödie nothwendig macht; Se. Eminenz ersucht daher sämmtliche Anwesende, sich zurückzuziehen!"

Man war gewohnt, die Befehle des Ministers zu vollziehen, und die von Schrecken Ergriffenen wandten sich zum Fortgehen, obwohl zögernd und voller Verwunderung. Mazarin verließ ebenfalls das Kabinet, um den sich Entfernenden nachzugehen und sie in Stimmung zu erhalten. Der Cardinal stand einen Augenblick lang mit sich selber kämpfend; er fühlte, wie sehr Joseph Recht hatte; er raffte sich auf, verwischte, so gut und so schnell es gehen wollte, die Spuren einer in der Raserei der Trostlosigkeit durchwachten Nacht, schüttelte dann dem Kapuziner die Hand, und schritt durch die langen Galerieen des Palastes dem Portale zu, welches dem Louvre schräg gegenüber lag. Ein furchtbarer Auflauf sperrte dasselbe. Die zu Richelieu's Sicherheit geschickten Garden des Königs waren mit dem wüthenden Volk in's Handgemenge gerathen. Im ersten Moment kam dem Cardinal der Gedanke, daß ihn der König



verhaften gewollt, und daß zwischen Volk und Garden in diesem Augenblick ein Mißverständniß obwalte. Ein ungeheures Weh, ein Schmerz, der ihn in allen Seelentiefen erschütterte, durchzuckte ihn bei dem Gedanken, daß dieser König, für dessen Größe er Alles gethan, und der ihm wiederum auch Alles war, ihn könne verlassen haben. Es war ein Schmerz, in dessen Tiefe jede Regung von Furcht vor der ihm drohenden physischen Gefahr versank. Er faßte Joseph bei der Hand, betrat dann, indem er sich auf den Kapuziner stützte, die oberste Stufe der von der Schwelle des Portals auf das Pflaster hinabführenden Freitreppe, und rief von hier hinab so laut und ruhig er konnte:

„Wenn man nach mir verlangt — hier bin ich! was will das Volk von Paris?"

Es war diese sanfte und furchtbare Stimme, die selbst durch den grauenhaften Lärm der gährenden Volksleidenschaft drang und die Massen elektrisirte. In einer Minute verstummte das Geschrei; Tausende von Augen richteten sich auf das Portal, und keines war, das in dem blassen, schutz- und wehrlos unter den wüthenden Haufen tretenden Mann nicht den in den Tagen des Glücks von hundert Wachen umgebenen, bis dahin allmächtigen Cardinal von Riche-

lieu erkannte. Die Aufregung des Moments verscheuchte das letzte Zagen aus der Seele dieses kühnen Staatsmannes. Seine Frage wiederholend, schritt er die Stufen hinab, und so groß war die Gewalt der Majestät, mit welcher er gelassen auf die tobende Menge blickte, so ehrfurchtgebietend die Glorie des Unglücks, welche sein blasses Haupt umfloß, daß Jene scheu und überwältigt von beiden Seiten zurückwich. Die zerstreuten Garden des Königs benutzten diesen Augenblick, um sich wieder zu sammeln; schnell sich mit denen des Cardinals vereinigend, umringten sie den Minister, und riefen laut, daß Se. Majestät befohlen habe, ihn mit Leib und Leben zu schützen. In das Auge des Cardinals trat eine Thräne; er reichte den ihm zunächst Stehenden eine vor innerer Bewegung zitternde Hand. „Ich danke Sr. Majestät;" sagte er mit feuchten Blicken — „ich habe keine Feinde und brauche keinen Schutz." Ungehindert schritt er weiter. In zehn Minuten flog die Nachricht, daß Richelieu sich wehrlos, ohne Begleitung in den Straßen von Paris befinde, wie ein Lauffeuer von einem Ende der Stadt zum andern. Die Wagen und Karren hielten still; die Fenster und die Dächer füllten sich mit Menschen; die Spottlieder und Flüche verstummten; Viele stürzten, von einem

Schauer der Erfurcht überwältigt, auf die Kniee, und die Morgensonne, die roth und blutig über den Dächern der hochgiebeligen Häuser emporstieg, beleuchtete magisch das großartige und bizarre Gemälde. Langsam gelangte Richelieu bis vor das Louvre. Mit jedem Augenblick ward die Masse dichter und stummer; wie ein Blitz schlug durch die trüben Wolken der ihr gemachten falschen Vorspiegelungen der magnetische Zug zu diesem vielgeschmähten und dennoch in der tiefsten Tiefe patriotischen Herzen. Er fragte wiederholt, was man von ihm verlange und wessen man ihn beschuldige? Statt der Antwort ertönte hier und da vereinzelter Zuruf, unterbrochen von vereinzelten Fragen: was der schwedische Kanzler in Paris solle, und was Johann von Werth an der flandrischen Grenze mache? — Da erhob Richelieu die Stimme, und sprach von den Ursachen des Krieges, von der Unterdrückung Spaniens, von seiner Verletzung aller Völkerrechte — von der Unwürdigkeit jener Scheinehrfurcht, die Frankreich bis dahin dem morschen, nur auf seine traditionelle Größe gestützten Nachbarreiche zollen gemußt; zugleich trat Ludwig XIII., von vielen Cavalieren seines Hofstaats begleitet, auf einen Balkon hinaus, und Richelieu bemerkte, daß er bei seinem Anblick zum Zeichen der Verwunderung und des

Beifalls in die Hände klatschte. Da erhob sich ein langes, anhaltendes Jubelgeschrei. Die wankelmüthige Menge, die eine halbe Stunde zuvor den Minister ermorden gewollt, schien jetzt mit dem betäubenden Geschrei: „Es lebe der König! — es lebe Se. Eminenz!" in hunderttausendfachem Echo den Himmel stürmen zu wollen. Der König nickte beifällig herunter; der Cardinal lächelte, grüßte und dankte — und sank dann ermattet und ohnmächtig dem Pater Joseph in die Arme. Bei diesem Anblick stürmte das Volk eine in der Nähe befindliche Tischlerbude, riß eine Sänfte heraus und trug den Cardinal unter fortgesetztem Vivatrufen in seinen Palast zurück. Der König trat bis an den Rand des Balkons und schaute neugierig und verwundert dem improvisirten Triumphzuge nach, ohne darauf zu achten, daß das zurückbleibende und unaufhaltsam herbeidrängende Volk ihm immer wieder sein „Vive le roi!" entgegen rief. Als er Richelieu aus dem Gesicht verloren, schweifte sein kalter Blick eine Minute lang über dieses Meer von Köpfen und mützenschwenkenden Armen. Dann trat er, von einer Regung des Interesses erfaßt, von dem Balkon in's Zimmer zurück, befahl einen Wagen und fuhr, so schnell es der sich allmälig verlaufende Volksandrang gestattete, hinüber in den Cardinalspalast.

Zu seinem äußersten Erstaunen fand er hier Alles in einer Ordnung, als ob nichts vorgefallen sei, was den Minister und seinen Haushalt aus der gewöhnlichen Fassung hätte bringen können. Er hörte von dem Großhausmeister, daß Se. Eminenz zwar etwas erschöpft nach Hause gekommen sei, sich aber gleich erholt und mit der Herzogin von Aiguillon in die Probe der am nächsten Abend aufzuführenden Tragödie begeben habe. Den König wandelte eine Art von Scheu bei dem Gedanken an diese übernatürliche Fassung an. Er gebot dem Großhausmeister, ihn in die Loge Sr. Eminenz zu führen, und folgte demselben auf dem Fuße. Indem aber dieser die Vorhänge zurückschlug, welche die Loge von dem Corridor des Schauspielsaales trennten, blieb er bestürzt und erglühend stehen; in einer schwarzgekleideten, die Herzogin von Aiguillon begleitenden Frau erkannte er die schöne Tarentinerin, die schöne Andarini, welche einst durch einen Tanz sein Auge und sein Herz bezaubert. — Es war derselbe Tanz gewesen, welchen in diesem Moment eine steife Theaterpuppe auf der Bühne mit unnachahmlicher Geschmacklosigkeit darzustellen sich bemühte. Der König sah, wie sie mit dem Finger auf die Scene wies; — ohne Zweifel beleidigte sie diese Verfälschung der Kunst, welche in

jedem ihrer Glieder pulsirte — — „Ich will diesen Tanz an Stelle jener Schauspielerin tanzen!“ rief sie plötzlich gegen Richelieu gewandt — „Das ist die Tarantella nicht! — und nur eine Italienerin vermag sie zu tanzen!“

„Wie — vor dem Könige und dem ganzen Hofe?“ rief die Herzogin. „Haben Sie denn jemals eine Bühne betreten?“

„Ich tanzte einmal vor dem Vicekönig von Neapel, um einen Verurtheilten vom Tode loszukaufen!“ erwiderte sie mit einem Schauer.

„Ein schönes vice versa einer Herodias!“ sagte Richelieu mit seiner gespreizten und immer bittern Galanterie — „Nun, Signora, der König hat mir davon gesprochen, daß Sie entzückend tanzten! — der Wunsch könnte Ihnen gewährt werden.“

„Meine theure Signorina!“ flüsterte Frau von Aiguillon — „auch ich habe von der Vollendung Ihrer mimischen Tänze gehört. Machen Sie sich darauf gefaßt, von Sr. Eminenz beim Worte genommen zu werden —“

„O,“ erwiderte Carlotta leise mit glühendem Ausdruck — „ich will es, ich wünsche es — ich sehne mich sogar darnach! — So wie ich gewohnt war, die Herzen und Seelen der Menschen zu bezaubern,

so will ich ein letztes Mal ihm — so will ich jetzt auch Andern gegenübertreten!"

Das eingelegte Ballet war vorüber; die Tragödie nahm ihren Fortgang und gebot der Andarini Schweigen. Der König hatte obige Wechselreden gehört, jedoch nicht verstanden, weil sie in italienischer Sprache geführt worden; nachdem sie aber beendet waren, ließ er schnell den nur wenig aufgehobenen Vorhang fallen, winkte dem Hausmeister zu schweigen und entfernte sich, ohne den Minister gesprochen zu haben.

Der Cardinal verließ die Schauspielprobe kurz bevor sie zu Ende ging, verhörte dann drei gefangene Parlamentsräthe, die ärgsten der Schreier, zu deren Verhaftung er während des ersten Zwischenaktes Befehl gegeben, und begab sich, nachdem Orenstierna, wie ein Huissier ihm meldete, bereits im Louvre angelangt war, in den eilig versammelten Staatsrath, um zur völligen Beseitigung des Aufstandes schnell das Nothwendigste zu verfügen. Der Graf von Soissons war, als Haupturheber desselben, der vornehmste Gegenstand der Berathung; man kam dahin überein, sich seiner wo möglich zu versichern, ihn jedoch für dieses Mal mit einer strengen Ermahnung davonkommen zu lassen. Es wurden sogleich diesem Vorsatz entsprechende Maßregeln getroffen; doch ward von

ihm nicht die geringste Spur entdeckt, und Richelieu fand, nachdem er mit seiner Nichte zu Mittag gespeist und sich für die bevorstehende Zusammenkunft mit Oxenstierna so viel als möglich gesammelt hatte, an diesem Tage keine Zeit mehr, sich weiter mit ihm zu beschäftigen.

Scheu und schüchtern wie immer hatte Ludwig XIII. gewünscht, Oxenstierna nicht persönlich entgegennehmen zu dürfen; aber die Schweden waren, als neuer Faktor in der Summa allgemein europäischer Angelegenheiten, peinlich in Ceremonialsachen, und Richelieu hatte bestimmt erklärt, daß der König von Frankreich dem Repräsentanten der schwedischen Monarchie schuldig sei, die zu erneuernde Allianz mündlich einzuleiten. Oxenstierna war also mit einem Gefolge von zweihundert Personen im Louvre erschienen, um den Monarchen zu begrüßen und von demselben auf das Ehrenvollste empfangen worden. Hugo Grotius, damals schwedischer Gesandter in Frankreich, stellte ihm den Kanzler vor und diente während der halbstündigen Unterhaltung Beider als Dolmetscher. Nach dem üblichen Austausch der gewöhnlichen Complimente verwies Ludwig den schwedischen Minister in Betreff der Unterhandlungen auf Richelieu, und Jener verfügte sich, von Grotius und einem Theil seines Ge-

folges begleitet, in den Palast des Cardinal-Herzogs hinüber.

Der Kanzler war zufrieden mit seiner Aufnahme im Louvre. Der schnell beseitigte Aufstand hatte keine bedeutende Spuren zurückgelassen; die das Louvre umdrängende Menschenmasse zeigte keine andere Aufregung mehr, als die der Neugier. Der ganze Hofstaat war versammelt, und Oxenstierna, obwohl nicht leicht durch Aeußerlichkeiten zu bestechen, empfand doch eine seltsame Mischung von Ehrfurcht und Wohlgefallen beim Anblick der nie gekannten Pracht des französischen Hofes. Ein eignes Gefühl der Beklemmung überkam ihn jetzt beim Eintritt in den Palast des Mannes, der seine Nation aus dem Norden herbeigerufen, auf dessen Gebot sie gekämpft und dessen Wille ihrer schnell wachsenden Macht ein unbezwingliches Veto entgegen zu setzen gewußt. Er gestand sich, daß er auf den Anblick dieses Menschen gespannt sei, und trat in die berühmte Galerie des hommes illustres — dem schönsten und edelsten Werke damaliger Palastarchitektur, nicht ohne jene tiefe Aufregung, welche die Nähe großer Menschen fast bei Jedem — bei Geistesverwandten aber unfehlbar hervorbringt. Befangen in dieser unbestimmten Erwartung, blieb er eine Minute lang am Eingange stehen. Da trat

aus einem, am Ende der Galerie befindlichen kleinen, aber glänzenden Kreise ein schlanker, blasser Mann, in grauem, mit Gold und Silber reich gesticktem Atlas, der ihm bis in die Mitte des Zimmers entgegen ging und ihn in lateinischer Sprache begrüßte. Der Kanzler verneigte sich, beantwortete seine Anrede in dem glänzenden und fließenden Latein, dessen vollendete Kenntniß ihn in seiner Jugend zuerst berühmt gemacht, und heftete, als Richelieu auf's Neue das Wort nahm, den Blick mit unwiderstehlichem Interesse auf seinen gefeierten Verbündeten. Wahrlich, er hatte ihn sich anders gedacht! Richelieu war jünger als er; und trotz der Silberstreifen, die sich hier und da unter das dunkle Haar mischten, schwebte über den schattenhaften Spuren körperlichen und geistigen Leidens noch ein Hauch von Anmuth und Jugend um sein feines, weißes Gesicht. Vergebens suchte er in den schwermüthigen, blauen Augen und der zarten, leicht gebeugten Gestalt den hochmüthigen Beherrscher seiner Nation und seines Königs; vergebens suchte er in der sanften Stimme und den Bewegungen der schönen, frauenähnlichen Hand eine Spur der unerbittlichen und blutigen Tyrannei, unter die er sein zitterndes Vaterland gebannt hatte. Die fortwährenden leisen Beifallszeichen, mit denen Ma-

zarin, Chavigny, der Cardinal von la Valette und mehrere Andere jedes seiner Worte begleiteten, deuteten allein darauf hin, wie sehr er gewohnt war, von dem Weihrauch der Bewunderung zu leben. Ja selbst die eiserne Willenskraft, die unbeugsame Consequenz und diese raffinirte Diplomatie, welche die gesammte politische Welt und auch ihn und seinen königlichen Vorgänger in den Kreis von Richelieu's Berechnungen gebannt — das Alles versank in dem Gedächtnisse des Kanzlers, und als ob von diesem Manne ein Zauber ausgehe, kam eine Rührung über die edle Seele des Oxenstierna. Es war die ewige Sympathie, welche von einer großen Natur zu der andern hinüberweht. Die Gerechtigkeit, welche erst spätere Jahrhunderte dem Cardinal von Richelieu widerfahren lassen, erwies ihm Oxenstierna, sich selber unbewußt, in diesem Augenblick. Er begriff, daß, was dieser Mann immerhin gethan habe, keine Gemeinheit des Lebens ihn befleckt, und daß er selber mehr gelitten unter seiner Tyrannei, als diejenigen, gegen welche sie geübt worden. Versunken und erregt durch diese Gedanken, bemerkte er kaum, daß Richelieu einen Wink gab, und daß die Anwesenden geräuschlos verschwanden. Da, als er mit ihm allein war, sah er eine Veränderung über das Gesicht des berühmten

Politikers gehen. Ueber den Tisch gebeugt, auf welchem die von ihm redigirten und von Oxenstierna zu unterzeichnenden Verträge lagen, begann der Cardinal von den spanischen Verwickelungen zu reden. Während er die Ursachen auseinander setzte, in Folge deren er gezwungen sei, gleich, augenblicklich, unverzüglich mit jener falschen Macht zu brechen, leuchtete von Zeit zu Zeit eine unerklärliche, dämonische Glut durch die Nacht der auf der blassen Stirn lagernden Schwermuth, wie ein fahler Blitz über den dunkeln Tiefen unergründeter Meere. Oxenstierna bemerkte es wohl, und wagte doch nicht zu glauben, daß dieser Mann persönlichen Leidenschaften zu lieb, unbewegten Gewissens Europa einen neuen Stoß zu geben vermöge. Alle seine Gründe waren klar und durchdacht, gerecht und ohnehin längst bekannt — die Veranlassung edel, insofern sie ein selbstvergessenes Beschützen unterdrückter Unschuld schien*). Oxenstierna war mit der Absicht gekommen, die längst zwischen den beiden großen Staatsmännern verabredeten Verträge zu unterzeichnen — und unterzeichnete. Unsäglich gefesselt durch Richelieu's Persönlichkeit, vergaß er in dem Augenblick jede Eifersucht ob der Schranken, in die die überlegene Klugheit dieses

*) Auf den Kurfürsten von Trier bezüglich.

außerordentlichen Ministers des Kanzlers eignen Ehrgeiz zurückgewiesen hatte. Längst nachher gestand er, wenige Dinge schmerzlicher bedauert zu haben, als daß er von Richelieu scheiden gemußt, ohne das Räthsel dieses Charakters gelöst zu haben, während Richelieu die stets für Oxenstierna gehegte Hochachtung behielt, ohne ihm gegenüber gleiche Theilnahme zu empfinden. Wenn uns die Leidenschaft übermannt, wenn uns der Schmerz die Brust zerreißt, kümmern wir uns wenig um psychologische Probleme. Er hatte nur einen Gedanken. Er wollte brechen — Oestreich und der Oestreicherin zum Trotz mit Eclat brechen; was kein Verhängniß vermocht: — den Cardinal von Richelieu übereilt zu einer That zu treiben, das vermochte in diesem Augenblick die Erschütterung der letzten brechenden Saite seines Herzens, mit der das harmonische Element dieser gewaltigen Natur in einem schreienden Mißklang auf immer verstummte. Er hatte mindestens noch auf einige Wochen der Unterhandlung gerechnet, um die Armeen zu vervollständigen und die Grenzen zu decken; jetzt wollte er von dem Allen nichts mehr — wollte keinen Aufschub mehr — sagte sich selber, daß er schon Mittel und Wege finden würde, diese mit Bewußtsein vollbrachte Ueberstürzung auszugleichen. Und während die Tinte

noch naß war von der Unterschrift Oxenstierna's, bestieg der Waffenherold sein Pferd, der auf öffentlichem Marktplatz zu Brüssel Spanien den Frieden aufsagen sollte.

Neuntes Kapitel.

„Es liegt ein tiefer Genuß in einer tiefen Verachtung."
Elise Schmidt.

Der Abend des ereignißvollen Tages war einer Reihe von Festlichkeiten gewidmet, deren Anfang die Aufführung der von Richelieu verfaßten Hirtentragödie Mirame bilden sollte. Der Cardinal war zu erfüllt von der Erhabenheit seiner Muse, um nicht durch den Gedanken an das bevorstehende Schauspiel in eine noch erhöhte Stimmung versetzt zu werden, und begab sich, von Mazarin, Boisrobert und Balzac begleitet, in den der dramatischen Kunst geweihten Theil seines Palastes. Eben war die letzte Probe unter der Aufsicht Desmaret's, welcher der Mirame, obwohl Jedermann ihren Verfasser kannte, seinen Namen geliehen hatte, begonnen.

Um Richelieu in dem Glauben an den Erfolg seines Lieblingswerkes zu bestätigen, hatte Mazarin ihn beredet, es in dem großen Schauspielsaale (es

gab im Cardinalspalaste deren zwei) aufzuführen und zur Vorstellung, so wie zur Generalprobe auch das Volk zuzulassen. Das ganze Parterre war demzufolge mit Bürgern und Handwerkern gefüllt, und Mazarin sorgte dafür, daß stürmische Beifallszeichen alle Augenblicke den Gang der Vorstellung unterbrachen. Mit einer an's Rührende grenzenden Naivetät gab dieser große Staatsmann sich der willkommenen Selbsttäuschung hin. Er war ganz stolz auf diese kleine Freude inmitten so vieler Aergernisse, und ließ mehrmals dem klatschenden Publikum Stille gebieten, „damit es nicht noch schönere Stellen einbüße!“ Mit allen Uebrigen um die Wette applaudirend, lehnte er hinter seinem Vorhange hervor über die Balustrade, und ward aus seinem Rausche erst durch das Erscheinen des Balletmeisters aufgeschreckt, welcher auf Grund einer am Nachmittag ihm zugegangenen Weisung über eine beabsichtigte Veränderung im Personal des Ballets seine Befehle zu vernehmen kam. Der Cardinal hatte über seinem Entzücken die Andarini fast vergessen. Ohne ferneren Zeitverlust eilte er hinüber in den Flügel, den seine Nichte und seine neue Schutzbefohlene mit ihr bewohnte.

Es war nicht mehr Zeit, ihm durch eine Probe von Carlotta's Kunst zu einer persönlichen Ueber-

zeugung zu verhelfen; sie hatte aber vor der Herzogin von Aiguillon einen ihrer phantastischen Tänze abgerollt und diese Dame zu dem Bekenntniß gezwungen, daß sie nie etwas Hinreißenderes gesehen habe. Der Cardinal wußte, daß dem Urtheil der geistreichen und für seinen Ruhm so besorgten Dame in einigen Dingen besser, als seinem eignen zu trauen war; er war erfreut und sprach es selbst gegen Carlotta aus, welche, unter einem bunten und reichen Durcheinander von Sammet, Seide, Goldstoff, Perlen, Diamanten und Türkissen mit der Wahl ihres Schmuckes beschäftigt, von einem Gegenstande zum andern flog, halb mit dem ungestümen Ergötzen eines Kindes, halb mit dem Ernst eines gereiften Menschen, der selbstbewußt nach Herrschaft über das Leben strebt.

„Wissen Sie," sagte der Cardinal mit einem Anflug von Galanterie, indem er ihre zwanglosen und hinreißenden Bewegungen beobachtete — „wissen Sie, schöne Fremde, daß Sie vor Zeiten einst den König von Frankreich bezaubert haben?"

„In der That!" erwiderte Carlotta — „ich erinnere mich; es war an jenem Abend, an welchem auch — der Ungetreue mir seine ersten Eide schwur."

„Ah!" rief der Cardinal, von einer Erinnerung befallen — „Herr von Lagieres begleitet den König

diesen Abend; sein Anblick könnte Sie verstimmen — Sie aus der Fassung bringen —"

„O, fürchten Sie nichts!" erwiderte Carlotta — „für einen Menschen, der mich in drei Monden vergessen kann, habe ich nur die Rache der Verachtung. Er soll mich sehen, ein letztes Mal, in voller Entfaltung des Zaubers, dessen Macht er mich erkennen gelehrt, und mit dem Wurm der Reue im Herzen von dannen gehen. Die Schmach des Gefühls für ihn habe ich abgestreift mit dem Erkenntniß seiner Untreue."

Der Cardinal lächelte. Es war etwas in dieser Natur, was ihn anzog und ihm imponirte — Spuren von Wildheit unter dieser stolzen Anmuth — Spuren von berechneter Grausamkeit unter der Ueppigkeit und Glut des Südens. Es kam ihm der Gedanke, daß dieses schöne Wesen, in ungünstigen Verhältnissen reifend, fähig sei, zu einem Schreckbild verzerrt zu werden, und er erschrak, indem er sich selbst auf dem geraden Weg ertappte, eine solche Umwandlung anzubahnen. Indessen hatte er nicht Zeit, diesen Ideen weiter nachzuhängen. Er wollte eben seine Nichte auffordern, dem Schluß der Probe beizuwohnen, als ein Page der Königin erschien und eine briefliche Ablehnung der ihr zum heutigen Abend gewordenen

Einladung brachte. Der Brief war kurz und kalt, in beleidigenden Ausdrücken abgefaßt, vom Sekretair geschrieben, von der Königin nur mit einer Unterschrift versehen. Der Cardinal biß die Lippen zusammen, zerknitterte den Brief, faltete ihn dann wieder auseinander, verließ das Zimmer, ohne Jemanden zum Abschied zu grüßen, befahl einen Wagen und fuhr in's Louvre hinüber zum Könige.

„Wo es meine Ehre gilt," sagte er zu sich selbst, muß ich sie zwingen; die Zeiten der Schonung sind vorüber."

Er traf den König bei seiner eben beendeten Toilette und überreichte ihm den Brief.

„Ah!" sagte Ludwig XIII. langsam — „sie will nicht erscheinen, um Sie zu ärgern, — nicht?"

„Sire," antwortete Richelieu, „ich kann es mir nicht denken; es sieht mir eher aus wie eine politische Demonstration. Die Königin ist gegen den Krieg und die Allianz mit Schweden. Da es aber von höchster Wichtigkeit ist, dem Kanzler die Idee zu benehmen, als ob am Hofe Spaltungen seien, muß ich Sie dringend bitten, durch ein entschiedenes Einschreiten Ihrerseits —"

„Ja ja," unterbrach Ludwig mit Hast — „Sie haben ganz Recht, Herr Cardinal; das Benehmen

der Königin hat auch mich schon längst geärgert; ich werde mit ihr reden. Meiner Treu! Sie haben sich brav benommen, Herr Cardinal; aber denen, die mit dem Grafen von Soissons unter einer Decke stecken, behagt das nicht, und die Königin steckt mit darunter, verlassen Sie sich darauf!"

Der König schien selbst einzusehen, daß das Nichterscheinen der Königin an diesem Abend durchaus unzulässig sei, und Richelieu entfernte sich deßhalb ziemlich beruhigt. Der König begab sich in der That zu seiner Gemahlin hinüber, und Anna von Oestreich mußte es dulden, wie ein widerspenstiges Schulkind von ihm zur Ruhe gewiesen zu werden.

„Sie würden sehr wohl thun, Madame," sagte er am Schluß seiner langen, kalten und bittern Rede, „Ihre Launen mehr zu beherrschen. Da Sie in Ihrer Umgebung wenig gute Vorbilder finden, werde ich Befehl geben, einige mir mißfällige Personen aus derselben zu entfernen. Im Uebrigen bin ich unzufrieden, daß Sie fortwährend gegen meinen Vetter, unsern Minister, feindliche Gesinnungen hegen, und bitte Sie, sich künftig ähnlicher Briefe an ihn zu enthalten."

Dabei hielt er ihr, mit der Impertinenz der Nichtachtung, ihr freilich mehr als pikantes Billet an

Richelieu vor's Gesicht, und wandte ihr dann, ohne Gruß oder Verbeugung, den Rücken.

Die Königin war tief gebeugt; das Blut stieg siedend in ihre Schläfen.

„Bei San Juste!“ rief sie mit einer Stimme, aus welcher längst die ursprüngliche Süße geschwunden war — „es fehlte nur, ihn zum Zeugen dieser Lektion zu machen, oder sie mir durch seinen Mund zu ertheilen.“

Bei diesem Ausruf wandte der König sich kaltblütig um, und sagte ganz gelassen:

„Es schien mir nicht nöthig zu sein; ich wünsche eben nur, daß Sie heute Abend bei dem Schauspiel im Cardinalspalaste erscheinen, und wenn Sie nicht gutwillig kommen, wird man Sie zwingen.“

Mit diesen Worten ging er hinaus. Die Königin warf sich auf einen Divan und starrte wortlos in die Fensterscheiben. Nach und nach kamen ihre Damen, sämmtlich entweder Feindinnen oder Spione des Cardinals, zum Vorschein. Anna brach plötzlich in ein lautes Schluchzen aus, und fand in den meisten derselben getreue Nachahmerinnen. Stephanie von Lagieres blieb die einzige Ruhige in dem allgemeinen und sicher nicht melodischen Concert. Endlich ward diese, für die Betheiligten höchst tragische, an

sich höchst lächerliche Scene unterbrochen. Die Thür öffnete sich auf's Neue, und herein schlenderte Gaston von Orleans, in kurzem Kleide, Jagdstiefeln an den Füßen, ein Spazierstöckchen in der Hand, und wie gewöhnlich pfeifend und singend.

„Meine Schwester," sagte er mit seiner plumpen Vertraulichkeit, indem er sich neben ihr niederließ — „Sie sehen aus wie der Bauer, dem das Getraide verhagelt."

„Mein Bruder!" entgegnete Anna von Oestreich mit unterdrücktem Schmerz — „meine Aufregung ist gerechtfertigt, und das nur zu sehr — — Nicht zufrieden, mich jedes Einflusses auf den König beraubt zu haben, häuft der Cardinal das Maß meiner Demüthigungen — der König selbst —"

Thränen erstickten ihre Stimme. Gaston antwortete nicht gleich; auch er war augenscheinlich mehr als gewöhnlich erregt. Endlich führte er die Königin an's Fenster, beugte sich zu ihr nieder, und sagte leise:

„Ich weiß, daß Ihnen der König zu erscheinen befohlen hat; wir theilen da ein Schicksal und müssen uns fügen. Die Scene dieses Morgens hat den Credit des Cardinals wieder hergestellt; Mirame ist heute der zweite Theater-Coup, durch den er uns

besiegt; indessen muß man den Muth nicht sinken lassen. Wenn Alle, die seiner Tyrannei überdrüssig sind, Herz genug hätten, es im geeigneten Augenblick offen zu bekennen, wahrlich — es würde bald mit seinem Regiment zu Ende sein. Würden Sie dieses Muths ermangeln?" fügte er hinzu, indem er sie durchdringend anblickte.

Anna zitterte, und antwortete nicht.

„Sie schweigen! gut!" flüsterte der Herzog von Orleans nach kurzer Pause; „es ist das Gescheidteste, was Sie thun können, denn noch ist unser Plan nicht reif. Ist er es aber, dann werden Sie hoffentlich mir, oder unserm Vetter von Soissons gestatten, Ihnen obige Frage zu wiederholen; ich dächte, daß Sie nahe genug dabei betheiligt wären."

„Sie conspiriren also!" rief die Königin aufblitzend — „ich bitte Sie, sprechen Sie mir davon!"

Der Herzog von Orleans, gegen seine Gewohnheit den Besonnenen spielend, beobachtete mehrere Minuten lang ein höchst diplomatisches Stillschweigen.

„Von Verschwörungen," entgegnete er endlich, „spricht man nur, nachdem sie gelungen sind, und in der Kette, die wir zu zerreißen streben, dürfte jeder Ring zu einer tödtlichen Hyder werden, falls wir uns unterstehen wollten, zu früh zu triumphiren. Indessen

bin ich heute allerdings im Auftrage meines Vetters von Soissons hier."

„Wo ist er!" rief die Königin hastig. „Ich habe mich verzehrt in Unruhe um ihn —"

„Er ist gerettet!" flüsterte Gaston, „und ist sicher, so lange Richelieu nicht Zeit hat, an ihn zu denken; doch möchte diese Frist kurz sein. Er verläßt Paris, um sich nach Sedan zum Herzog von Bouillon zu begeben."

„Nach Sedan, dem Herde aller Unzufriedenen!" rief die Königin.

„Vielleicht werde ich ihm folgen, Madame! — Jedenfalls wird er heute Abend noch bei Ihnen erscheinen."

„Um's Himmelswillen, mein Bruder! — wenn man ihn hier entdeckt —"

„Er wird verkleidet sein, Madame, und Ihnen nur einige Papiere überreichen. Ich wollte sie nicht annehmen; man könnte bei mir darnach suchen. Es ist nothwendig, meine Schwester, daß er Sie spreche!"

„Wie aber?" rief die Königin. „Muß ich nicht heute Abend im Cardinalspalast die berühmte Tragödie Mirame beklatschen?"

„So müssen Sie eine Ihrer Damen zur Annahme der Papiere bevollmächtigen."

„Ach!" seufzte Anna — „ich kann mich nur auf

eine verlassen, und für diese dürfte Ihr Auftrag der einzige sein, dessen Erledigung sie sich mit Fug zu weigern hätte."

„Ich verstehe," erwiderte Gaston; „ich glaube aber, daß die Tugend der Frau von Lagieres die Liebe des Grafen von Soissons nicht mehr zu fürchten braucht."

Anna sann einen Augenblick.

„Wenn ich seine Mittheilungen nicht verlieren will," sagte sie bitter, „bleibt mir allerdings nichts Anderes übrig — — Stephanie!!"

Frau von Lagieres trat näher. Die Königin sprach leise mit ihr mehrere Minuten lang; Stephanie war blaß und schien zu zaudern; die Königin drang in sie.

„Es gilt vielleicht, uns Allen Leben und Ehre zu retten!" drängte Gaston, „bedenken Sie, Madame, auch Sie haben keinen Grund, den Cardinal zu lieben — Sie vielleicht noch weniger als wir."

Stephanie unterdrückte eine Bewegung der Pein. „Ich habe Grund, nicht gegen ihn zu handeln!" brachte sie hervor; „die Königin weiß es; im Uebrigen diene ich nur Ihrer Majestät."

„Beim Himmel!" antwortete Anna mit einem anklagenden Blicke — „ich wüßte wohl, wozu Du Grund hättest, wenn Dir nicht mit der Güte der Engel zugleich ihre Theilnahmlosigkeit an irdischen Affekten gegeben wäre."

„Ich bin Christin!“ erwiderte Stephanie sanft, dann fügte sie mit gesenkten Augen hinzu:

„Ich werde, wenn Ihre Majestät es wünscht, den Grafen von Soissons erwarten und seine Papiere in Empfang nehmen.“

Die Königin warf, aller Etikette zuwider, ihre Arme um den Hals der jungen Frau.

„Meine Garden,“ flüsterte sie, schützen Dich in jedem Falle!“

„Seien Ew. Majestät meinethalben ohne Unruhe! — ich fürchte nichts mehr!“ sagte Stephanie.

Anna von Oestreich drückte ihr in stummer Bewegung die Hand.

„Meine Damen!“ rief sie dann, zu den übrigen gewandt — „es ist Zeit an unsere Toilette zu denken; das Schauspiel wartet auf uns.“

Sie sprach es im Tone der Geringschätzung; dennoch war es ein Schauspiel, nicht unwürdig der Theilnahme einer Königin, welches im Cardinalspalast ihrer harrte. Der neugebaute Komödiensaal erglänzte in seiner goldenen Pracht unter dem Feuer zahlloser krystallner Kronleuchter, die gleich so vielen Lichtkaskaden von der mit Fresken reich verzierten Decke herabflammten. Ja, die verschwenderische Fülle des Lichts

entzog dem Auge des Beschauers einen Theil der vollendeten Pracht des mehr als königlich ausgestatteten Raums; unter den heißen Strahlen der Kerzen welkten die Blumen, welche in reichen Gewinden die Logen und Eingänge schmückten; luftig, durchsichtig, hoben sich die Marmorbüsten berühmter Dichter und Mimen aus ihren vergoldeten Nischen. In einer eigens für ihn gebauten Loge, welche, um einen freien Ueberblick über das ganze Haus zu gestatten, aus den Reihen der übrigen etwas herausgerückt und mit blauen, strohgelb bordirten Sammetdecken — den schwedischen Farben — behangen war, saß der schwedische Kanzler mit seinem Gefolge von zweihundert Personen, alle in Lederkollets, mit Gustav-Adolphsbärten, neugierig, halb betroffen, geblendet fast, die Wunder des französischen Hofes bestaunend. Oxenstierna selbst, obwohl kein Mann der Aeußerlichkeit, war von dem Eindruck eines Glanzes, der sich nicht erschöpfen zu wollen schien, angeregt, beinahe bewältigt. Der Cardinal, im Theater sonst immer hinter einem Vorhang verborgen, hatte heute die Portieren seiner Loge weit zurückgeschlagen, und saß, von einem glänzenden Hofstaat umgeben, im Galakostüm der Cardinäle, im Vordergrund, von wo aus er von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein Zeichen von Beifall laut

ward, anmuthig nach allen Seiten grüßte. Ihm gegenüber lag Ludwig XIII. hinter einem Vorhang und einem Lichtschirm, der seine blöden und trüben Augen gegen die vernichtende Helle des Saales schützen sollte. Unfern von ihm, in der Mittelloge des Hauses, der Bühne gegenüber, unter einem Baldachin von Blumen saß Anna von Oestreich, schwarz gekleidet, bleich und gefurcht; hinter ihr ihre Damen, sämmtlich in weißen Spitzenroben, in den Haaren einfache Schleier ohne Juwelen. Der Cardinal fühlte bei ihrem Anblick etwas, wie einen Krampf im Herzen; kaum hätte er sie erkannt; vergebens suchte er auch das unschuldige Opfer der Freundschaft, der Convenienz und der eigenen Tugend, Stephanie von Lagieres, die unvermählte Neuvermählte, mit ihren langen blaßblonden Locken und der goldgefaßten Reliquie auf der Brust — mit der Entsagung im Auge und dem Dolch im Herzen. Diese Stephanie war ihm theuer geworden, er wußte nicht wie; indem er sie vermißte, glaubte er aus der Umgebung der Königin seinen guten Engel gewichen zu sehen. Verstimmt und zerstreut, schenkte er der von ihm so geliebten Mirame kaum eine halbe Aufmerksamkeit; eindruckslos, wie an ihm selber, ging die Vorstellung auch an der Versammlung vorüber.

Da plötzlich stimmten die Geigen eine Musik an, deren schmelzende, dem sangreichen Italien entstammte Melodie sich mit dem charaktervollen französischen Rhythmus zu einer wunderbaren Einheit paarten, und umgeben von einem Chor sylphenähnlicher Gestalten, flog und schwebte auf die Bühne jenes zaubervolle Wesen, dessen Liebreiz der Fabelwelt des poetischen Alterthums, nicht der damaligen Ordnung der Dinge zu gehören schien. Um diese üppigen Glieder flossen, mehr verrathend als verhüllend, über weißen, mit Geweben edler Metalle gestreiften Atlas, in unbeschreiblich duftigem Faltenwurf grünliche, weiße, bläuliche Schleier, an Farbe ähnlich des Meeres schäumenden Silberwellen. Um die bloßen Schultern flatterte entfesselt das glänzende duftende Haar, aus welchem herab auf den Hals und die unvergleichlichen Arme, Ketten von dicken Perlen tropften. Ludwig XIII. erkannte seine Italienerin. Außer sich, geblendet, schlug er den Vorhang zurück, und streckte mit Anstrengung aller Kräfte den Oberkörper über die Balustrade, als ob in jeder Linie, die er ihr näher rücke, eine Unermeßlichkeit von Glück enthalten sei. Elektrisirt, in lautlosem Entzücken folgte die Versammlung allen ihren Bewegungen, die nicht Gang, nicht Tanz, nicht Pantomimen allein — nichts waren, als

das einsame Spiel der Schönheit, welche, über ihren matten Abbildern erhaben, unbekümmert um die Welt, der eignen Majestät eine Hymne singt. Die Herzen berauscht, die Augen geblendet, rang die Versammlung, als der Tanz vorüber war, vergebens nach einem würdigen Ausdruck ihrer Bewunderung. Namenlos, ein Dämon von Lust und Schönheit, schien sie ein schnell verschwundenes Meteor, von welchem Niemand wußte, durch welchen Zauberspruch es zurückbeschworen werden könne, und an dessen Wiederkehr nichts desto weniger die Seligkeit eines Lebens hängt. In einer Loge unfern der des Königs stand ein schwarzgekleideter Edelmann, der mit verschränkten Armen, finster und glühend, auf die Bühne blickte. Neben ihm, den Oberkörper über das Geländer gebeugt, unbeweglich, als ob entseelt von der Uebermacht seines Gefühls, lehnte mit gefalteten Händen ein junger, schöner und blasser Cavalier, und folgte mit den Augen, athemlos, sinnlos, dem letzten, flatternden, hinter der Coulisse verschwindenden Schleier der Tänzerin.

Mit ihrer völligen Entfernung schien die Erstarrung seines Körpers aufzuhören.

„Carlotta!" schrie er auf.

„Sie kennen sie!" rief hastig aufblickend der schwarz Gekleidete neben ihm.

„Ob ich sie kenne!"

Charles faßte den ihn Anredenden mit diesen Worten in's Auge.

„de Broc! — Himmel! Ist's möglich? Sie zurück!"

„Sie sind's, de Lagieres!" — Und de Broc reichte ihm hastig die Hand.

Diese Erkennungsscene ging, der Ueberraschung wegen, ziemlich laut, und der allgemeinen Aufregung halber dennoch ziemlich unbeachtet vor sich.

„Und ich sah Sie nicht!" rief de Broc — „Sie, als Gemahl meiner Schwester mir jetzt um so viel näher! — aber diese Tänzerin ist sehr schön!" setzte er mit seinem kalten Lächeln hinzu; „das mag mich bei Ihnen entschuldigen."

„Carlotta!" rief Charles auf's Neue, ohne auf de Broc gehört zu haben.

So schnell es denkbar ist, stürzte er jetzt dem Ausgang der Loge zu. Hinter der Coulisse, in die man aus einer Nebenloge der königlichen gerade hinabsehen konnte, mußte sie stehen! Er stürzte fort, hinab, sinnlos, mit der Eile des Schwindels, ohne zu fallen, ohne sich zu stoßen, unbewußt, unaufhaltsam — Hinter

die Coulisse kam er — wie? — das kümmerte ihn nicht. Dort war Carlotta Andarini vom Tanz ermüdet auf einen niedrigen Polsterstuhl gesunken. Charles sah sie, und sah nur sie. Er achtete nicht darauf, daß der König oben in der erwähnten Nebenloge stand und mit einer Starrheit, die ihm zu denken geben konnte, auf sie herabblickte. Er hörte nicht den tausendstimmigen Ruf aus dem Saale herübertönen, der die Fremde, die Schöne, die Unvergleichliche, stürmisch und ehrfurchtsvoll zugleich, auf die Bühne zurückbeschwor. Mit dem erneuten Aufschrei: „Carlotta!" ein Schrei, in welchem all' seine Lebenskraft, all' seine Lebensgeister, gleichsam in einen Tropfen zusammengepreßt, als letztes Opfer vor ihrer Schönheit verhauchte, sank er vor ihr nieder.

Carlotta sah ihn, stand auf und trat zwei Schritte zurück. In der That, sie irrte sich nicht — Es war derselbe Charles, der sie verlassen. Vielleicht hatte sie eine ähnliche Scene erwartet. Sie lächelte stolz und kalt, und blickte wie um sich zu sammeln, hierhin, dorthin. Oben in der Logenbrüstung stand Ludwig XIII. noch immer unbeweglich. In dem Eingange der Coulisse sah sie einen ihr fremden Cavalier gleichfalls in ihr Beschauen versunken; es war de Broc, welcher, so schnell er vermocht, seinem jungen Schwestermanne gefolgt war.

„Carlotta!" wiederholte Charles zusammenbrechend und ihre Kniee umfassend — „Carlotta, du liebtest mich einst — —!"

In diesem Augenblick verstärkte sich der da capo-Ruf im Saale zu einer fast wahnsinnigen Gewalt.

„Sie hören, daß man mich ruft!" sagte sie kalt mit einem Anflug von Bosheit; „unter denen, die mich noch einmal zu sehen verlangen, ist vielleicht auch die Vicomtesse von Lagieres."

Sie faßte den Schleier, dessen sie sich bei den verschiedenen Stellungen ihres Tanzes bedient hatte, warf ihre Locken aus dem Gesicht und flog auf die Parquets der Bühne zurück. Charles brach mit einem dumpfen Schmerzenslaut zusammen. Der König war verschwunden, de Broc wollte sich gleichfalls entfernen, um von seiner Loge aus noch einmal Carlotta's Anblick zu genießen; aber Lagieres' Unbeweglichkeit machte ihn stutzig; er kehrte um und richtete ihn auf. Entsetzt fuhr er zurück — „Um Gott!" rief er — „schnell, schnell zu Hülfe! — Er stirbt!!"

Charles lag bewußtlos. Niemand hörte, Niemand war in der Nähe. Mit Noth und Mühe richtete de Broc den Ohnmächtigen auf. Ein Blutstrahl färbte seine Lippen. Die kaum geschlossene Ader war auf's Neue gesprungen, und mit dem strömenden Blute rann

dies zarte Leben jede Sekunde schnell und schneller seinem Ziele zu. De Broc war rathlos. In seinen Gedanken rief er nach seiner Schwester. Er hatte sie im Theater unter den Damen der Königin vermißt und von Jemandem gehört, daß sie wahrscheinlich im Louvre geblieben sei. Er erinnerte sich dessen.

„So muß ich versuchen, sie, so wie einen Arzt im Louvre zu finden!“ rief er verzweiflungsvoll, indem er dem Kranken das Polster, auf dem Carlotta gesessen, unter den Kopf schob und einem alten Weibe winkte, welches die Stelle des Lampenputzers zu bekleiden schien; letzterem warf er gegen das Versprechen, den Kranken zu bewachen, ein Goldstück zu, sagte, daß er sofort zurückkehren würde, und eilte von dannen. Er kannte im Louvre die ehemalige Wohnung des königlichen Leibarztes Bouvart, und fand ihn glücklicher Weise noch auf der alten Stelle. Nachdem er ihm schnell das Nöthigste gesagt, eilte er zu dem Haushofmeister der Königin, um nach seiner Schwester zu fragen, und durchschritt, so geschwind er konnte, durch die zu den Gemächern der Hofdamen führende Reihe von Corridoren, dem Zimmer seiner Schwester zu. In einem Vorgemach ward er aufgehalten — „Frau von Lagieres sei nicht zu sprechen!“ berichtete der wachthabende Schweizer. Vergebens

schützte de Broc den König, die Königin, den Cardinal vor; der Schweizer, der kaum zehn Worte französisch verstand und sich deßhalb nur mit Mühe verständlich machte, verlangte etwas Schriftliches, ohne daß er erklärte, von seiner Vorschrift nicht abweichen zu dürfen. Durch Zorn und Angst bereits bis zu wüthender Ungeduld erregt, machte Olivier Miene, gegen den Schweizer den Degen zu ziehen, als plötzlich Stephanie's Thür sich öffnete, und Stephanie selbst, bleich und langsamen Schrittes heraustrat. Ihr folgte ein Mann in der Tracht eines Weltgeistlichen, in welchem Olivier's geübtes Auge, trotz der Verkleidung, sofort den Grafen von Soissons erkannte.

„Stephanie!" donnerte er, empört und überrascht. „So war es dennoch nicht Verleumdung gewesen!"

Er faßte seine Schwester hart beim Arm.

Entsetzt hielt Stephanie ihre Schritte an.

„Was ist das, Olivier?" rief sie mit einem Ton, in welchem Schreck und Entrüstung verschmolzen.

Der Graf von Soissons trat mit dem Ausdruck kalter Geringschätzung näher.

„Was das ist?" wiederholte er — „nur eine Probe von der Handlungsweise eines tyrannischen Bruders, der sich zum Ehrenwächter seiner Schwester

berufen glaubt und doch nichts ist und nichts sein kann, als ein kalter und selbstsüchtiger Heuchler."

„Herr Graf!" erwiderte de Broc mit mühsam niedergekämpfter Wuth — „dieses Wort und dieses Begegnen macht die Rechnung voll, die wir seit Jahren mit einander abzuthun haben; es ist Zeit, daß wir sie tilgen."

Der Graf von Soissons hatte in der That längst gefühlt, daß er ein Unrecht begangen habe — nicht gegen Olivier, aber gegen Stephanie, die er in früherer Zeit aus Eitelkeit in der Meinung des Hofes gern der Zahl seiner Eroberungen beigesellt gesehen hatte. Er besaß nichts weniger, als Zartheit in seinen Gedanken und Verhältnissen; aber er war nicht ohne die Großmuth der Jugend. Aus Reue hatte er sie anfangs heirathen gewollt; von ihr verschmäht, hatte ihre Schönheit und Unschuld ihm ein hohes, heiliges Gefühl gelehrt. Er fand sich unglücklich; zum ersten Mal vielleicht im Leben liebte er sie.

„Messire Olivier de Broc!" sagte er mit Würde — „Louis von Bourbon könnte, ohne sich zu entehren, die Herausforderung eines — — Ministergünstlings ausschlagen — aber er thut es nicht, weil er sich selber schuldig fühlt, wenn auch nicht ganz in Ihrem Sinne."

Dann wandte er sich zu Stephanie, welche am äußersten Ende des Saales weinend in einer Fensterbrüstung lehnte, und sagte bittend, mit Ehrfurcht, beinahe mit Demuth:

„Frau von Lagieres! Sie wissen, ob ich bereue! Sie wissen, ob ich Sie liebe! Ich scheide von Ihnen, nicht ohne Wunsch, nicht ohne Hoffnung — wahnwitzig, wie Ihnen letztere auch erscheinen mag. Wenn ich den Gang mit Herrn von Broc überlebe, wird mein einziges Streben fortan sein, Sie zu verdienen, selbst für den Fall, daß mein Schicksal mich verurtheilen sollte, Ihnen auf ewig fremd zu bleiben — — Seien Sie mein guter Engel! — zürnen Sie mir nicht mehr!"

Aus Stephanie's Augen fielen zwei große Thränen. Der Graf von Soissons küßte sie weg, wandte sich dann mit einem schnellen Entschluß von ihr ab und traf am unteren Ende des Saales mit de Broc zusammen, welcher ihn während der kurzen, an Stephanie gerichteten Worte mit seinen finstern, pfeilartig unter den vorspringenden Augenbrauen hervorblitzenden Blicken fast verzehrt hatte.

„Im Namen der heiligen Jungfrau!" rief Stephanie nachstürzend — „kein Blut um meinetwillen!"

Aber schon war es zu spät. Mit einer kurzen

Verbeugung, welche seine Bereitschaft zu dem beabsichtigten Waffengange andeuten sollte, schritt der Graf von Soissons schnell an Olivier vorbei, durch die Galerie, die Treppe hinab in's Freie, bis auf den damals noch wüsten Platz zwischen dem Louvre und dem Cardinalspalast, um dort gleich Bouteville und Deschapelles — tollkühnen Andenkens — mit dem Wagniß von Leben, Glück und Ehre sein vergangenes Unrecht gegen Stephanie zu büßen.

Indessen war der Leibarzt Bouvart, nach seiner Weise etwas langsam, in Begleitung eines Assistenten und eines Geistlichen bis zum Cardinalspalast gelangt, an dessen Eingang eine seltsame Ueberraschung seiner harrte. Er begegnete nämlich einem Detachement von acht bis zehn Gardisten, eben im Begriff, unter dem lauten Geschrei: „Ein Bouteville! — Ein Duellant!“ einen verwundeten Gefangenen in den Palast zu schaffen. Der Arzt war neugierig zu erfahren, wer sich an diesem, für einen Duellanten gewiß unheilvollsten Ort in eine Gefahr begeben hatte, in der er umkommen mußte. Er trat heran, und bei dem Scheine zweier, von einem der Leute voran getragener Fackeln erkannte er de Broc. Nicht wenig bestürzt, wollte er sich dem so schnell Verunglückten nähern, als eine rauhe Hand ihn plötzlich von hinten beim

Arme faßte und eine barsche Stimme ihm zurief, daß er an seine Pflicht denken solle, statt sich um Uebelthäter und Verächter der Gesetze zu kümmern. Er wandte sich um und gewahrte den Pater Joseph. Gleich allen Hofleuten kannte und fürchtete er ihn und folgte ihm eilends in den Palast, ohne ein Wort zu erwidern. Man hatte den sterbenden Charles aus der Coulisse, wo ein sausender Zugwind hinüber und herüber wehte, in die Theatergarderobe gebracht und auf ein, hinter einem Vorhange befindliches Ruhebett gelegt. Der Leibarzt erklärte seinen Zustand für hoffnungslos; Charles empfing diesen Ausspruch mit Gleichgültigkeit und bat den Pater Joseph, seine Frau, Stephanie von Broc, von seinem Zustande benachrichtigen und ersuchen zu wollen, zu ihm zu kommen, er habe einen letzten Wunsch und eine letzte Bitte an sie.

Ohne daß eine Ahnung von diesen Vorgängen in die Seele eines der beim Feste Anwesenden gedrungen wäre, spielte indessen die verunglückte Mirame zu Ende. Den Schluß begleitete ein schwacher und erheuchelter Enthusiasmus, der den Cardinal, bei der frischen Erinnerung an die durch die Andarini hervorgerufene Begeisterung, über den wahren Eindruck der Arbeit nicht zu täuschen vermochte. Er wandte sich

gegen Desmarets und sagte seufzend, mit leichtem Achselzucken und ironischem Lächeln: „So werden die Franzosen nie Geschmack bekommen; sie sind von Mirame nicht entzückt worden!“ Er sprach es mit der melancholischen Gewißheit der Ueberzeugung, jedoch ohne den Schmerz, den er zu jeder andern Zeit in Folge desselben Zweifels empfunden haben würde. Die Gedanken an den König, die Königin und Carlotta Andarini bildeten ein Trio, dessen Stimmen in diesem Augenblick alles Andere in seinem Innern übertönten.

Das Schauspiel war vorüber; es folgte ein Ball. Die Etikette erforderte, daß Orenstierna jetzt durch Richelieu der Königin vorgestellt werde; der Ort eignete sich aber nicht dazu, und angegriffen durch die Anstrengung des Repräsentirens, mehr noch durch die Aufregungen des Tages, wollte Richelieu die Pause, während welcher seine Gäste sich in den Galerieen und Prachtzimmern des Palastes verbreiteten, zu einer kurzen Ruhe benutzen. Auf einen Wink baute sich in zwei Sekunden, vermittelst einer, unter dem Orchester angebrachten Maschinerie, eine goldene Springbrücke quer durch den Saal bis zu der Loge der Königin, worauf der Haushofmeister erschien und sie ersuchte, sich des, lustig über der Tiefe des Par-

terre schwebenden Steges von Golddraht zu bedienen, um über die Bühne hinweg in die gerade auf den Ballsaal führende Galerie zu gelangen. Nachdem der Cardinal sie hinüberschreiten sehen und begrüßt hatte, stand er auf, um sich zu entfernen und bemerkte beim Hinausgehen den Pater Joseph am Eingang seiner Loge. Der Kapuziner stand mit übereinandergeschlagenen Armen an den Thürpfosten gelehnt, und Richelieu las in seinem Gesicht, daß er ihm eine Mittheilung zu machen habe. Auf einen Wink folgte ihm Jener in einiger Entfernung, bis er die ihn begleitenden Cavaliere verabschiedet hatte, und trat dann mit ihm in sein Kabinet.

„Du hast mir etwas zu sagen!" äußerte Richelieu im Tone der Erwartung.

„Ich habe zu sagen, daß der Vicomte von Lagieres im Sterben liegt."

Der Cardinal erschrak und faßte sich in der nämlichen Sekunde.

„Es war vorauszusehen!" sagte er kurz.

„Sie wissen ferner wohl noch nicht," fuhr Joseph fort, „daß Herr von Broc, seit heute Nachmittag zurückgekehrt, der Vorstellung Ihres Stückes beiwohnte?"

„de Broc zurück! das ist mir lieb!" rief Richelieu. „Mich wundert, daß ich ihn nicht gesehen habe."

„Mich nicht!“ antwortete Joseph; „denn die längste Zeit verbrachte er hinter den Coulissen, um Ihre Tänzerin in der Nähe zu sehen, bis ihn der Unfall des armen Lagieres nach dem Louvre trieb, wo er den Grafen von Soissons bei seiner Schwester überraschte!“

„Bei Frau von Lagieres — bei Stephanie?“

„Bei Frau von Lagieres — nicht anders!“

„Verdammt!“ rief Richelieu. „Die Lagieres ist eine Heilige, von Galanterieen ist bei ihr nicht die Rede — Auf meiner Seite ist sie nicht mehr — zu diesem tête-à-tête hat jedenfalls ein politischer Grund vorgelegen.“

„Das mein' ich auch!“ erwiderte Joseph trocken; der Graf von Soissons hat sogar der Frau von Lagieres verschiedene Papiere für die Königin Anna eingehändigt, die ich mir zur Sicherheit doch von ihr geben lassen werde. Ew. Eminenz haben da sehr richtig gesehen; das ist mir lieb. Ihr kluger Herr von Broc war aber nicht unserer Meinung. Er überraschte Beide, wie ich höre in einer ganz unverfänglichen Situation; seine fixen Ideen von früher müssen ihn aber auf's Neue befallen haben; kurz, er hat den Grafen gefordert —“

„Und woher weißt Du es?“

„Von einem der wachthabenden Schweizer. Sie haben sich geschlagen, und Herr von Broc liegt jetzt verwundet in einem Zimmer Ihres Palastes."

„Und Soissons?"

„Ist entkommen; die Anstalten zu seiner Verfolgung sind indessen getroffen, die Nachforschungen selbst bereits begonnen."

„Nun ja!" entgegnete Richelieu nach kurzer Pause — „mag er uns in die Hände fallen oder nicht, gleichviel in diesem Augenblick. Ich weiß, die Prinzen brüten über einem umfassenden Complott — wenn uns der Graf entkommt, so wird er zu dem aufrührerischen Bouillon nach Sedan gehen und den Herzog von Orleans nach sich ziehen. Ich sage es Dir vorher; Du wirst es sehen."

„Und da ist es Ihnen gleichgültig, ob wir ihn fassen oder nicht! Was denken Sie denn gegen dies Complott zu thun?"

„Ich will es reifen lassen."

„Und erwarten, ob es mächtig genug sein kann, um Ihnen über den Kopf zu wachsen? Es ist nicht mehr wie ehedem, Herr Cardinal, als der König Sie liebte."

Der Cardinal zuckte zusammen.

„Und wäre es nicht mehr so," erwiderte er hohl

und doch hochmüthig — „merk' Dir, daß es unverschämte Wahrheiten giebt. Wenn auch die Prinzen grollen — wenn auch die Königin hofft, durch geheime Unterhandlungen mit Spanien die Kriegserklärung Frankreichs zu vernichten, wenn selbst dieser leichtsinnige Tölpel von Orleans sich auf eine allgemeine Vermittlerrolle zwischen den uns feindlichen Elementen einläßt, so manövriren eben Alle auf geborstnem Eise, weil der König nie sicherer zu mir zurückkehrt, als wenn eine innere oder äußere Gefahr ihn lehrt, daß er mich nicht entbehren kann. Ich sage Dir: laß sie! Was hilft es, sie mit Gewalt zu verhindern, sich zu Hochverräthern zu machen? Diese Art ist viel zu schlecht, um sich zu bessern, aber auch viel zu unklug, um mit Erfolg Verrätherei zu treiben. Uebrigens habe ich in Rücksicht auf das Gemüth des Königs eine Idee —"

„Ich weiß — ich weiß!" unterbrach der Pater — „der König liebt diese Italienerin; Sie wollen ihn durch dieses Weib beherrschen. Nehmen Sie sich in Acht, gnädiger Herr; die Günstlinge sind gefährlich."

„Sie soll eben unser Werkzeug sein; sie dazu zu bilden, ist mit Deine Sache!" entgegnete der Cardinal.

„Bedenken Sie, wie die alles Einflusses glücklich

beraubte Königin eine solche Nebenbuhlerin ertragen wird —"

„Das wird sich finden!" sagte der Minister.

„Meinetwegen!" warf Joseph hin; „es ist nicht das erste Mal, daß Sie den Kopf zugleich mit der Kappe wagen, und man muß sagen, daß Ihr gutes Glück Sie stets für Ihren Muth belohnte."

Der Cardinal stand auf.

„Mein Glück," entgegnete er warm und groß, „ist mein unbezwungenes Herz; es wird mich nie verlassen."

Er rüstete sich, um zu seinen Gästen zurückzukehren.

„Wir hätten also jetzt den Herrn von Broe beim Schopfe!" sagte Joseph maulend; „auf dem Duell steht die Todesstrafe, die er für seine Kabalen schon längst verdient."

„Wir werden sehen!" antwortete Richelieu hinausgehend; „es thut mir leid um ihn. Er war nahe daran, mir durch sein Duell einen guten Dienst zu erweisen; ich fürchte, daß er nicht zu retten ist."

Er kehrte dem Pater bei diesen Worten den Rücken und begab sich zu der Gesellschaft zurück. Der König hatte sich nach dem Schauspiel entfernt und den Wunsch zurückgelassen, nach Beendigung des Balles seinen Minister noch zu sprechen. In den großen

Vorstellungssaal trat eben, wie es schien zum Aufbruch rüstend, Anna von Oestreich mit ihren vornehmsten Damen. Dieses weite Gemach war durch eine bloße Säulenhalle von dem Tanzsaal getrennt, dessen Fußboden um zwei bis drei Schuh tiefer als der seine gelegen war. Sieben blendende Marmorstufen von der ganzen Breite des Zimmers führten in denselben hinab; von der luftigen Scheidewand der Colonnade aus übersah man die ganze Länge des Ballsaales, mit seinen vergoldeten Galerieen, seinen silbernen und krystallenen Lustres — und seinen Parquets von kostbarer Holzmosaik, auf deren spiegelnder Fläche die tanzenden Paare beim Takte einer trefflich ausgeführten Musik hin und wieder schwebten. Am entgegengesetzten Ende des Versammlungssaales, gleichfalls durch eine Säulenhalle von demselben geschieden, befand sich ein kleineres, im orientalischen Geschmack ausgestattetes Gemach. Hier saß auf persischen Teppichen, in einer Atmosphäre von Rosenduft, der Kanzler Graf von Orenstierna mit dem Herzog von Orleans am Schachbrett, und schob zerstreut die goldenen Figuren von einem Felde zum andern. Sobald der Cardinal in's Zimmer trat, erhob er sich, ging dem Minister entgegen und sprach den Wunsch aus, endlich Ihrer Majestät der Königin vorgestellt zu

werden. Der Cardinal sagte, daß er um diese Ehre ihn eben habe ersuchen wollen, und ging mit einem schnellen Entschluß auf Annen zu, um ihr, der Etikette gemäß, den Wunsch des Kanzlers zu melden.

Warum denn zitterte er? Warum wankte dieser Entschluß, indem er sich ihr näherte? Woher die Scheu, in diese Züge zu blicken, in denen die letzten Blüthen des entschwindenden Lebensfrühlings neben den düstern Zeichen verblaßten, mit denen Gram und Alter, unerbittliche Richter über Schönheit und Jugend, ihr einst so zauberhaftes Antlitz gezeichnet hatten? War es das trübe Vermächtniß unerlaubter Leidenschaften, die, wenn Rausch und Traum und Poesie verflogen, nichts als das Schuldbewußtsein — die späte Reue hinterlassen, die den Rest des Lebens langsam und nutzlos verzehrt? Das war es nicht. Längst hatte ja diese Liebe aufgehört für Richelieu ein Gegenstand der Reue zu sein. Die wahre Leidenschaft hat unbestreitbare Rechte; wo ist die Grenze ihres Erlaubtseins und ihrer Schuld? So wenig wie das Leben selber, fragen sie, ob man ihnen das Recht des Seins zuerkennen mag; sie sind eben, und wer sie verdammt, hat doch weder Recht noch Macht sie zu vernichten. Auf Anna von Oestreich hatte Richelieu mit seinem Herzblut einen unvertilg-

baren Anspruch erkauft; an die grausame Wahrheit seines Gefühls, an den Stolz seines zerrissenen Herzens reichte keiner dieser Vorwürfe mehr, welche ein alltägliches Gewissen einschüchtern. Es war das freiwillige Hinwerfen eines für unauflöslich gehaltenen Bandes, was ihn an sich selber irre machte: es war die sterbende Liebe selbst, die krampfig und und spukhaft seine Seele erfaßte. „Daß sie todt wär', diese letzte Regung! — daß sie verschwände aus der Schöpfung, die Erinnerung an unwiederbringlich Verlorenes!" So zuckte es in ihm, aber auf der Oberfläche war es ruhig. Er trat mit halber Kniebeugung an sie heran, und bat um die Erlaubniß, ihr den schwedischen Kanzler vorzustellen.

Anna von Oestreich antwortete kalt:

„Was Sie erbitten, ist Ihre Pflicht, Herr Cardinal."

Der Cardinal bekämpfte eine Aufwallung des Aergers, des Schmerzes und des Mitleids. Warum? — warum hatte er diese Frau geliebt? — warum liebte er sie noch? Er ward ungeduldig über der Lösung des Räthsels in seinem eignen Innern.

Um die Königin hatte sich während dessen, halb durch Zufall, halb auf den Wink des Cardinals, ein weiter und glänzender Kreis gebildet. Die Schweden

näherten sich, und Oxenstierna küßte, durch Richelieu vorgestellt, ihre Hand und den Saum ihrer schwarzen Schleppe.

„Herr Graf, Großkanzler von Schweden!" sagte Anna von Oestreich scharf und ohne einen Hauch von Zuvorkommenheit — „wenn übereilte Entschlüsse unserer Regierung Sie hierher riefen, so sind dieselben für mich wenigstens Veranlassung, Sie persönlich kennen zu lernen, und ich freue mich Ihnen zu sagen, daß ich diesen Zufall meines Lebens als einen Gewinn betrachte."

Oxenstierna kannte die Verhältnisse des französischen Hofes wenig. Er hatte einen ähnlichen Empfang nicht erwartet; er machte ihn verlegen in der Seele des Cardinals, ohne daß er genau begriff, um was es sich handle.

„Sie müssen wissen," fügte Anna von Oestreich hinzu, „daß ich, Dank sei es Sr. Eminenz, im Ganz[illegible] nichts thue, wozu ich nicht gezwungen werde, un[illegible] da meine Erklärung persönlicher Hochachtung meinem freien Willen entstammt, so dürfen Sie ihr mindesten[illegible] glauben, wenn Sie auch keinen Grund haben, sich darüber zu freuen."

Im höchsten Grade befremdet, nicht wissend, was er hierauf erwidern solle, verstummte der Kanzler.

Er lief Gefahr verletzt zu werden und überlegte, ob er, um der Königin von Frankreich gegenüber weder sie, noch die Würde der Krone Schwedens zu compromittiren, nicht wohl thue sich zurückzuziehen.

Dem Cardinal war nichts übrig geblieben, als Annens Worte nicht zu hören. Er hatte sich zwei Schritte weit entfernt, um scheinbar dem bunten Gewirr der Tänzer zuzusehen. Oxenstierna's peinliche Lage verstehend, wandte er sich um und sagte leicht hingeworfen zu der Königin;

„Ew. Majestät tanzen heute nicht?"

Die Königin machte eine kurze Bewegung mit dem Kopf, und sah ihn mit einem Blick an, der jeden Andern als ihn hätte zerschmettern müssen.

„Ich höre die Pfeife nicht, nach der ich zu tanzen pflege!" sagte sie zitternd vor Aerger.

Sie trat seitwärts, einige Schritte vor. Von ihrer Aufregung verzehrt, zerbiß sie mit den Zähnen die Spitzen ihres feinen Taschentuches und murmelte in spanischer Sprache halblaut vor sich hin:

„Sterben wollte ich, wenn ich das Mittel fände, für den Schimpf, den ich erdulde, ein einzig Mal mich zu rächen!"

Der Cardinal hörte diese Worte nicht, sah aber, daß sie auf dem Punkte stand, die letzte Spur von

Gewalt über ihre tolle Stimmung zu verlieren. Schon hatte sie ihn wie sich selbst himmelschreiend compromittirt. Er wandte sich mit einer Bemerkung über die am französischen Hofe üblichen Tänze an Oxenstierna, streifte dann wie durch Zufall, hart an der Königin vorbei, und sagte leise und flehend, trotz der Strenge seines Tones:

„Anna! wenn wir allein sind, lassen Sie mich leiden!! Jetzt, ich bitte Sie, nur eine Spur von Mäßigung!"

Anna richtete sich auf, und trat einen Schritt von ihm weg.

„Ich bin, so viel ich weiß, allein!" sagte sie stolz; „ich kenne nicht die Feinde meines Vaterlandes."

„So kennen Sie mindestens das Decorum," murmelte Richelieu, bleich vor Zorn; „dessen Beobachtung die Lilien von Frankreich Ihnen zur Pflicht machen."

„Ist dies Decorum Alles, was von der Würde einer Königin mir blieb," entgegnete Anna mit steigendem Affekt, „so gebe ich es auf. Ich achte den Bettler, welcher dem Reichen, der ihn verhungern läßt, auch seinen letzten Pfennig vor die Füße wirft; es ist etwas, die äußerste Stufe des Elends zu erreichen!"

Der Cardinal zuckte unmerklich die Achseln über die tragische Phrase, womit sie ihren vernunftlosen Eigensinn zu scheinbarer Seelengröße aufzuputzen verstand. Er trat absichtlich dem Kanzler wieder näher und sagte ein wenig von oben herab, mit einem Hauch von Spott:

„Wenn Ew. Majestät mir gestatten wollten, Ihnen einen Tänzer zuzuführen — die Bewegung würde Ihnen wohlthun, glaube ich.“

Anna von Oestreich fühlte den Stich und antwortete eben so, nur schärfer:

„Mein Ehrgeiz ist so klein geworden, daß er selbst den Wunsch nicht mehr faßt, die heitere Thorheit, die meine Jugend verklärte, zu theilen und zu beherrschen.“

„Die Thorheit des Tanzes,“ entgegnete Richelieu betonend, „ist mindestens liebenswürdig, und für den Ehrgeiz einer Dame ein so schönes Feld, daß mir's ein Leichtsinn scheint, es ohne Ursache aufzugeben.“

Die Königin zuckte die Achseln.

„Für mich,“ warf sie hin, „liegt ja die Ursache nahe genung. Ich will Ihnen hier, wie überall, den Vorrang lassen.“

Der Cardinal beantwortete das letzte Wort der Königin mit einem, das Mal natürlichen Lächeln.

Er sah die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen ein — er hatte es mit einem unartigen Kinde zu thun. Graf Orenstierna konnte sich gleichfalls eines Lächelns nicht enthalten. Unter allen Wundern des französischen Hofes war diese Unterhaltung ihm das befremdendste. In seinem Leben war ihm nichts Aehnliches vorgekommen.

„Ich wünsche in meinem Interesse meiner Königin dereinst die Gesinnungen Ew. Majestät!" sagte er scherzend: „Ich bestaune die Größe einer Selbstverleugnung, die sich sogar auf Gebiete erstreckt, wo sie Sr. Eminenz ganz überflüssig ist."

„Sie meinen?" rief die Königin. „Sie sind im Irrthum, Herr Graf; dem Ehrgeiz Sr. Eminenz ist die Bahn des Triumphs auf keinem Gebiete verschlossen."

„Eine mir wohlbekannte Regel!" versetzte Orenstierna mit einer Verbeugung gegen Richelieu — „die aber der Natur der Sache nach bei der Frage des Tanzes doch eine Ausnahme erleiden dürfte."

„O, die Vollkommenheit Sr. Eminenz duldet keine Lücken!" erwiderte die Königin.

Die Wendung, die das Gespräch genommen, begann dem Cardinal verdrießlich zu werden.

„Ew. Majestät sind grausam!“ sagte er mit einem letzten Versuch, die Sache scherzhaft zu fassen.

Aber Anna von Oestreich ließ sich in ihrer Absicht, ihn zu demüthigen, nicht beirren.

„Ich bin nur wahr!“ ergänzte sie, zu Oxenstierna gewandt — „Seine Eminenz ist als Staatsmann wie als Philosoph — als Dichter wie als Tänzer gleichmäßig vollendet. So schnell er sich entschlossen hat, mit der Krone Schweden ein Bündniß gegen Spanien zu schließen, so wenig wird er sich bedenken, Ihnen eine Sarabande vorzutanzen — Zu diesen langsamen, graziös gemessenen Pas nehmen sich die Cardinalskleider ganz vortrefflich aus.“

Der Cardinal ward blaß wie eine Leiche. Von seiner schmalen Lippe rann unter dem Druck seiner Zähne ein Tropfen rothen Blutes nieder. In dem Gesicht der Königin leuchtete ein Blitz der ewigen Rachesehnsucht auf, die einen Weg zu ihrer Befriedigung erspäht; sie sah ihm in's Gesicht und lächelte —

„Sie erinnern sich, daß Sie die Sarabande lernten, als Sie noch Bischof von Luçon waren — daß Sie mehr als einmal sich nicht scheuten, der allgemeinen Sitte einen Stoß zu geben, und sie auf meinen Hoffesten tanzten, um eine Stunde lang Ihrer Königin gegenüber zu stehen.“

Und über die vergrämten Züge Annens von Oestreich huschte ein aus dem Grab erstandenes Lächeln ihrer alten Kokketterie; der Cardinal merkte es, und ihm graute dabei.

„Sehen Sie wohl," fuhr sie fort, indem sie mit dem Finger auf die Reihen der Tanzenden wies, deren schleppende Roben und kurze Sammetmäntel sich bei einer charakteristischen Unterbrechung des üblichen Dreizweiteltakts majestätisch in einem doppelten Halbkreise schwenkten — „Bei dieser Bewegung war's, welche Cavalier und Dame hart an einander vorüber führt! — Da sagten Sie mir damals ein Wort, welches Sie seitdem vergessen haben."

„Hätte ich's vergessen!!" murmelte Richelieu von Wehmuth durchzuckt, ohne zu wissen, was er sagte — „aber vielleicht vergess' ich es noch! —"

In diesem Augenblick erschrak er wie im Traum; über den Purpur seines Aermels rann eine helle Thräne; sie war aus seinem Auge gefallen, ohne daß er es wußte, und es wunderte ihn.

Die Königin hatte es nicht bemerkt.

„Das sind Erinnerungen, die Sie befremden!" sagte sie zu Oxenstierna gewandt; „aber Frankreich ist das Vaterland der Galanterie, und Sie wissen

nicht, wozu die Galanterie selbst einen französischen Cardinal zu bringen im Stande ist."

„Nun, ich bezweifle, daß sie Se. Eminenz heut zu einer Wiederholung dessen bewegen dürfte, was er als Bischof von Luçon gethan!" entgegnete der Kanzler lächelnd.

Ein leichter Aufschrei entfuhr den Lippen der Königin. Das Wort des Kanzlers warf einen zündenden Gedanken in das Chaos ihrer Empfindungen.

Zu Richelieu gewandt, sagte sie so laut, daß alle Anwesende es hören konnten, aufgeregt, fast ausgelassen:

„Graf Oxenstierna will nicht glauben, daß Sie einst meine Launen ehrten; — das demüthigt mich! Seien Ew. Eminenz galant! — Tanzen Sie noch einmal mir zum Vergnügen im Angesicht des Hofes die Sarabande!"

— — — — — — — — — — —

Der Cardinal blieb regungslos, ohne Erwiderung vor ihr stehen.

„Ich bitte Sie darum!" wiederholte Anna von Oestreich. Betroffen trat jetzt der Kanzler zwei Schritte zurück. Er glaubte zu begreifen, daß es ihr Ernst sei mit ihrer Forderung, und fragte sich, ob er es mit einer Wahnsinnigen zu thun habe.

„Sie brauchen ja das Lächerliche der Situation nicht zu fürchten!“ fuhr Anna gegen Richelieu mit dem Ausdruck einer Pantherin fort, die auf ihre Beute zielte! „Sie wissen, der Franzose bespöttelt nur das Alltägliche! er liebt das Außerordentliche.“

Sie schritt über die Colonnade hinaus bis hart an die erste der in den Ballsaal hinabführenden Stufen, und kehrte um, als sie bemerkte, daß weder Richelieu, noch Oxenstierna, noch sonst der Anwesenden einer ihr folgte.

„Tanzen Sie mir die Sarabande! ich ersuche Sie darum!“ wiederholte sie ungeduldig, brennenden Auges.

Der Cardinal warf auf ihre Züge den zwischen Triumph und Verzweiflung schwebenden Blick des Forschers, den in dem Augenblick, wo er einen langen Irrthum hinsinken sieht, die aufgehende Erleuchtung über die verlornen Jahre tröstet.

„Ist das in der That und Wahrheit Ihr Wunsch?“ entgegnete er mit der Schwere des Ernstes, der einer Frage gebührt, deren Beantwortung die Entscheidung für ein Leben in sich faßt.

„Mein völliger!“ antwortete Anna.

Der Cardinal sah sie an — ein letztes Mal, fragend, ob wirklich diese Frau es sei, die er so wahnsinnig, mit aller Glut, mit aller Tragik der Schuld

geliebt hatte. Dann richtete er sich auf mit unbeschreiblicher Hoheit. Ein Gefühl des Glücks kam über ihn. Vor dem siegenden Sonnenblick seines unsterblichen Geistes sanken für immer die Sturmwolken jener vielverwünschten Leidenschaft, die Jahre lang sein Dasein umnachtet, zahllose Male seine ewige Vernunft vor der Tollheit des Unverstandes gebeugt hatte. Es war vorüber; zum ersten Mal im Leben war er frei.

Gelassen und langsam verbeugte er sich und leitete die Königin zu einem am rechten Ende der erwähnten Säulenreihe aufgestellten Thronsessel; dann warf er noch einen langen undurchdringlichen Blick auf ihre Gestalt, wandte ihr den Rücken und schritt die Stufen hinunter. Betroffen schaute Anna von Oestreich ihm nach. Sein Gang, in letzter Zeit ein wenig schwankend, schien die edle Leichtigkeit der ersten Jugend wieder zu gewinnen, seine leicht gebeugte Gestalt richtete sich auf, schlank und anmuthig wie ehedem; aus den breiten Spitzen seines faltigen Mäntelchens, von dem Purpur seines Gewandes hob sich die feine, schöne Hand, deren leiseste Berührung sie einst erzittern gemacht; die blasse Wange röthete sich; aus den verdüsterten blauen Augen leuchtete die Glut eines Sieges — das Bewußtsein heiß erkämpfter Befreiung; um seine Lippen spielte ein Lächeln voll unendlichen

Hohns und unendlichen Mitleids. In der Ruhe, mit welcher er ein zu seiner Verspottung erfundenes Verlangen erfüllte — in seiner Erhabenheit über die Lächerlichkeit der Situation las Anna von Oestreich ein furchtbares Urtheil über sich selbst.

Der Cardinal war unten angelangt und trat unter die Paare mit der freien Majestät eines Menschen, welcher weiß, daß seine geistige Höhe ihm jedes Wagniß gestattet. Die Erregung des Augenblicks gab ihm in dieser Minute die ganze dämonische Anmuth seiner jungen Tage zurück, und er fühlte es. Ohne ein Wort, ohne ein Zeichen zur Erklärung seines unerhörten Beginnens, nahm er gelassen seine Stellung und tanzte. Er achtete nicht darauf, daß hundertstimmiger Ruf der Ueberraschung den Saal von einem Ende zum andern entlang hallte. Er achtete nicht darauf, daß sein Erscheinen, gleich dem unheilvollen Zauber der Meduse, die Reihen der Tanzenden zu Steinbildern wandelte. Er achtete nicht auf den Ausdruck der sich langsam wieder belebenden Züge rings umher; was er allein sah, war das aschenbleiche Gesicht Annens von Oestreich, seiner ehemaligen Geliebten. Unwürdiger Gegenstand seiner viel mißbrauchten Hingebung, war sie immer noch werth des unsäglichen Hohns, der in jeder Muskel

seines Körpers zuckte — — Er sah sie an und tanzte. Er sah sie an und lächelte, hohnsprechend der Kleinheit einer Rache, die ihn nicht erreichte; er beschwor, hohnsprechend ihrer Sinnlichkeit, in dem anmuthigen Spiel seiner Glieder Visionen aus vergangenen Tagen herauf; er zeigte, hohnsprechend der Verblendung, die ihn so lange Jahre an sie gekettet, in jeder Miene seine Lust an der Befreiung aus unwürdigem Bann. Er sah sie bleich werden und sinken — er tanzte weiter. Er sah sie sich mühsam aufrichten und eine Bewegung machen, als ob sie ihn beschwöre, zu ihr zurückzukehren — er tanzte weiter. Es war zu spät dazu.

Und als die letzte Figur der verlangten Sarabande vorüber, und als er zurückgekehrt war auf das Marmorparquet unter den Säulen, unbekümmert um das rasende Erstaunen der Menge rings umher, trat er zu dem Thronsessel der Königin, ruhig, wie er sie verlassen, und flüsterte, indem er sich vor ihr verneigte, ohne Bewegung wie es schien:

„Du hast mich von Dir gestoßen — Du hast mich von Deinen Fesseln befreit. Gebrochen hat Deine Vernunftlosigkeit die wahnsinnige Macht meines Gefühls. Hinfort sollst Du einsam sein. Ich trete zurück unter Deine Feinde. Deinem Leben soll nichts

mehr leuchten. Du sollst verurtheilt sein zu Reue und Qual. Du sollst hinwelken, bevor die Jahre Dich alt gemacht. Du sollst verdammt sein zu hoffnungsloser Glut. Auf Deinem Lager sollst Du ringen in verzehrenden Träumen einsam. Du sollst zurückkehren zu Deinen alten Verbrechen und mich als Sieger sehen. Du sollst mich zurückrufen und mich nicht wiederfinden. Jammernd sollst Du zu Gott um eine Menschenseele für Deine Liebe flehen; Gott soll Dir antworten durch das rastlose Bluten Deines Herzens: Ich gab Dir eine Seele! — Du hast sie hingeworfen — wir sind quitt."

Er wandte sich von ihr. Es war der letzte Aufschrei der Liebe Annens von Oestreich und des Cardinals von Richelieu — dieser langen Liebe voll Schmach und Qual, die endlich sich mit eigner Hand den Todesstoß gegeben.

Hier, wo das Verhältniß zwischen dem Cardinal und der Königin gewissermaßen abschließt, fühle ich mich gedrungen zu sagen, daß ich, falls das psychologische Secirmesser die geheimen Fibern einer so schuldvollen Leidenschaft zu schonungslos bloßgelegt haben sollte, deßwegen um Verzeihung bitte. Wie

ich bereits an einer andern Stelle bemerkt, habe ich mich zu der Meinung von der Machtlosigkeit Richelieu's, der Königin Anna gegenüber, nicht zu bekennen vermocht, und es scheint mir sehr natürlich, daß, wo Richelieu liebte, er nicht mehr der galante und ränkesüchtige Hofmann war, sondern die ganze Dämonik seines Wesens ausbrechen mußte. Es hat sich hier um die Lösung eines jener dunkeln und schrecklichen Räthsel des menschlichen Herzens gehandelt, die, um verständlich zu werden, wenig Schonung vertragen; und diejenigen Darstellungen dieses oft berührten Verhältnisses, welche mir bekannt geworden sind, erscheinen mir ungenügend, ohne die oben erwähnte Einsicht — ohne kräftiges Erfassen des Gegenstandes, Ergebnisse einer seelenlosen Anschauung der bloßen Oberfläche — endlich ohne die Tragik der Schuld, dieser Tiefe des Unglücks, welches selbst auf Anna von Oestreich einen versöhnenden Schimmer wirft.

Zehntes Kapitel.

„Ich danke Euch nicht; doch Euch sei verziehen!"
Hebbel.

Der Pater Joseph war unterdessen in's Louvre zurückgeeilt, um Stephanie von dem Schicksal ihres Bruders und des Vicomte von Lagieres in Kenntniß zu setzen, und ihr bei der Gelegenheit die bewußten Papiere des Grafen von Soissons aus den Händen zu winden. Er traf die junge Frau in dem großen Saal, wo die beiden Duellanten sie verlassen, mit gerungenen Händen auf und abirrend, unschlüssig, ob sie durch Schweigen der Nichtentdeckung des Duells Vorschub leisten oder einen persönlichen Versuch zur Verhinderung desselben wagen solle. Der Pater Joseph fand es zweckmäßig, ihr keine Zeit zu lassen, über die Sachlage nachzudenken. Er legte mit einer theilnehmenden Geberde seine rauhe Hand auf einen ihrer zarten Arme, und sagte mit einem Versuche sanft zu sein:

„Sie müssen Muth fassen, Frau von Lagieres. Der Himmel prüft Ihre Kraft mit vielen Schlägen auf einmal: Ich komme mit einer trüben Nachricht. Das junge Blut, der Vicomte von Lagieres, Ihr Mann, hat einen zweiten Blutsturz gehabt und liegt im Cardinalspalast im Sterben. Er verlangt nach Ihnen, und hat mich hergesandt, Sie so schnell als möglich zu ihm zu führen."

„O Himmel!" rief Stephanie erschüttert — „ist denn das Unglück mit mir geboren, daß Alles, was mir nahe steht, zu Grunde gehen muß?"

„Ich bitte Sie, kommen Sie schnell!" rief Joseph; „der arme Bursche ist sehr übel — Sie dürften ihn kaum noch am Leben finden. Im Hofe hält ein Wagen; werfen Sie einen Mantel um und folgen Sie mir auf dem Fuß! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Zuvor aber geben Sie mir die Papiere, welche der Graf von Soissons Ihnen vor einer Viertelstunde überliefert hat."

„Sie wissen es!" rief Stephanie in äußerster Ueberraschung — „Sie wissen es!"

„Besser als Sie! Geschwind, Madame! Es ist der einzige Weg zur Rettung! Sie könnten in die Sache Ihres Bruders mit verwickelt werden — das sollte mir leid thun."

„Die Sache meines Bruders — o mein Gott!“ rief Stephanie, von einer Empfindung zur andern gerissen — „was wissen Sie über meinen Bruder? ich fürchte, er richtet sich zu Grunde!“

„Er hat sich mit dem Grafen duellirt; der Graf ist entkommen; Ihr Bruder liegt verwundet im Cardinalspalast. Geschehenes ist nicht zu ändern; folgen Sie mir also, und geben Sie diese Papiere heraus.“

Stephanie's argloses Gemüth war, zumal einem Priester gegenüber, eigentlich jedem Mißtrauen fremd; dennoch kam ihr der Gedanke, daß Pater Joseph sie überlisten wolle. Sie sagte ganz gefaßt, obwohl mit bebender Stimme:

„Ich will Ihnen folgen; aber die mir überlieferten Papiere gebe ich nicht heraus.“

„Zu Ihrem eignen Besten,“ drängte der Kapuziner, „würde ich Sie nothfalls dazu zwingen.“

„Ehrwürdiger Pater Joseph!“ sagte Stephanie sehr bescheiden — „Sie dürften es schwerlich so leichten Kaufes vermögen; es kostet mich ein einziges Wort, und sämmtliche Garden der Königin schützen mich und das von mir gegebene Versprechen. Ich kenne den Inhalt dieser Papiere nicht, aber ich habe gelobt, sie zu bewahren. Weiter habe ich Ihnen nichts zu sagen; lassen Sie uns jetzt gehen.“

„Madame," — entgegnete Joseph plump — „schreiben Sie in diesem Falle sich selber zu, was Ihnen und Ihrem Bruder, so wie Ihrer Gebieterin, der Königin, geschehen dürfte. Ich kenne den Inhalt Ihrer Papiere; sie handeln von einem beabsichtigten Complott der Prinzen und compromittiren die Königin durch ihr bloßes Dasein in diesen Gemächern. Ihrem Bruder dürfte die Auslieferung dieser Papiere im günstigsten Falle nützlich werden, wenn man nämlich den Umstand geschickt ausbeutete, daß er den Grafen in dem Moment gefordert hat, wo er Ihnen dieselben übergab. Sie schneiden ihm durch Ihre Weigerung die einzige Hoffnung ab, welche ihm bleibt, und verschließen sich selbst den einfachsten Ausweg einer Gefahr, deren Größe Sie nicht berechnen können."

Die arme Stephanie, von diesem Raisonnement geblendet, suchte nach einem Mittel, eine Entschließung, zu der sie sich in diesem Augenblick nicht befähigt fühlte, mindestens aufzuschieben.

„Lassen Sie uns gehen!" rief sie unter Thränen; „ich will Se. Eminenz selbst sprechen; ich trage die Papiere bei mir."

Der Kapuziner hielt es für gerathen, ihr keine weitere Gewalt anzuthun; er hatte Grund, mit ihrem Vorschlag zufrieden zu sein; er hielt sie ja in Händen.

„Gut, gut!“ sagte er; „das ist das Beste, was wir thun können, Frau von Lagieres; folgen Sie mir jetzt; vielleicht ist es schon zu spät.“

Stephanie hüllte sich eilig in ein Tuch und folgte dem Kapuziner.

„Das wolle Gott nicht!“ rief sie aus; „ich möchte gern die Bitte eines Sterbenden ehren.“

Der Pater zog sie mit sich fort bis in den Wagen, der ihrer am Ausgang der großen Treppe harrte. Im Cardinalspalaste angekommen, folgte sie ihm über einen langen verborgenen Gang, durch dunkle Zimmer, über enge und finstere Treppen. Dann öffnete er eine kleine Thür, und stand mit Stephanie auf der Schwelle eines mäßig großen, tageshellen Gemaches, in dessen reicher aber wüster Unordnung sie Anfangs vergebens nach dem Vicomte von Lagieres suchte. Der erste Gegenstand, der ihre Blicke fesselte, war eine junge bildschöne Frau in strahlendem und phantastischem Putz, mit Perlenketten um den Kopf und die entblößten Arme. Sie stand mit auf die Brust gepreßten Händen gerade gegen die Thür gewandt, von augenblicklicher Erregung bleich das blühende Antlitz, der Blick voll Leidenschaft durch die gesenkten Wimpern brennend. Stephanie trat vor, ergriffen wider Willen von der Gewalt dieser Schönheit, welche die Auf-

regung des Moments nur zu größerer Bedeutung erhob; sie wußte nichts von der Anwesenheit der Andarini am Hofe; sie glaubte, daß der Pater Joseph das Zimmer verfehlt. „Madame," — sagte sie, und ihre Augen sanken scheu zu Boden — „verzeihen Sie, — ich suche einen Sterbenden —"

„Sie suchen den Vicomte von Lagieres, Ihren Gatten!" erwiderte die Andarini, mit kalter Würde auf einen Vorhang deutend; „auf dem Ruhebette in jenem Cabinette finden Sie ihn."

Obgleich betroffen über diese Worte, verneigte Stephanie sich dankend. Sie wollte gehen, aber die Andarini vertrat ihr den Weg, schüttelte ihr mit unheimlicher Hast die Hand, und sagte mit einem düstern und glühenden Blick auf ihr feines, blasses Gesicht:

„Sie also sind's! Ich freue mich, die Frau zu sehen, der ich aufgeopfert wurde!"

Im höchsten Grade erstaunt, richtete Stephanie sich auf.

„Die Gattin des Vicomte von Lagieres!" rief sie plötzlich verstehend, mit einem vollen Blick auf diese wundervolle Schönheit — „o Verzeihung, Verzeihung, Signora! wir waren nicht schuldig! Er ist Ihnen

treu geblieben und hat gelitten um dieses erzwungene Bündniß, gleich mir —"

„Und ich!" rief die Andarini stolz — „Ich bin nicht gekommen, um Ihnen oder Ihren Freunden zu vergeben. Hinweg die schwächliche Güte; ich kam nicht, um Sie zu lieben; wehe mir, wenn ich es müßte!"

„Führen Sie mich zu dem Vicomte!" rief Stephanie bittend, ohne die Hand der Andarini loszulassen. „Ich will die erste und letzte Pflicht, deren Erfüllung er von mir begehrt, nicht umgehen; Sie werden dem Tode gegenüber nicht unversöhnlich sein."

„Sie ist es!" ächzte hinter dem Vorhang die schwache Stimme des Sterbenden. „Sie hat mich getödtet; sie ist erbarmungslos. Aber ich erfuhr es zu spät."

Die Andarini zuckte zusammen, richtete sich aber mit der Würde einer Fürstin auf, trat zu dem Lager des Vicomte und sagte mit verhaltener Bewegung stolz:

„Sie gaben vor, mich noch zu lieben; das täuscht mich nicht; Sie haben, von meinen Reizen übersättigt, mich verlassen — — aber ich vergebe Ihnen; die Liebe eines Mannes ist auf meinem Pfad ein Sandkorn; Sie haben mich um eine große Erkenntniß reicher gemacht."

Ueber das Antlitz des Sterbenden zuckte es wie

ein ungeheurer Schmerz — einer, der nichts gemein hatte mit dem des körperlichen Todes.

„Es gab eine Zeit, wo wir uns verstanden!" hauchte er unhörbar — „doch das ist nutzlos — Sie werden Andere lieben, und ich sterbe ja. Ich habe Sie bitten wollen, Madame," fuhr er schwerathmend gegen Stephanie gewendet fort — „mir zu vergeben und mir nicht zu zürnen, weil Sie meinen Namen tragen; Sie wären eines besseren Schicksals werth gewesen; ich fürchte, daß ich leichtsinnig Ihren Werth verkannt. Nehmen Sie sich meiner Kinder an, wenn Sie es können!"

Er sank mit diesen Worten auf das Bett zurück. Angestrengt den unartikulirten Lauten lauschend, welche noch von Zeit zu Zeit seinen Lippen entflohen, blickte Stephanie in seine brechenden Augen. Der Arzt, der unbemerkt zu Füßen seines Bettes gesessen, erhob sich jetzt, faßte die sinkende Stephanie in den Arm, und winkte hastig dem Pater Joseph, welcher neben einem jungen, das Viaticum tragenden Geistlichen noch immer an der Thür des Gemaches stand. Die beiden Mönche bemächtigten sich jetzt des Sterbelagers, während der Arzt Stephanien zu einem Divan führte, dessen Lehne ein bunter Haufen von Kleidungsstücken aus der Theatergarderobe, nebst verschiedenen Kämmen,

Bürsten und Schminkbüchsen einnahm. Die Andarini wandte sich ab und stürzte lautlos mit vor's Gesicht geschlagenen Händen zu Boden. Stephanie zitterte so heftig, daß sie, um nicht zu fallen, genöthigt war, sich auf den Arzt zu stützen, bis derselbe ihr auf dem Divan Platz gemacht; dann aber zog sie einen Rosenkranz aus ihrem Gürtel, deutete auf die Andarini und sagte gefaßt:

„Helfen Sie der Signora; die Kraft, deren ich bedarf, wird mir die heilige Jungfrau senden; der Himmel beschütze uns!"

Der Arzt trat zu der Andarini; die Mönche fingen in diesem Augenblick die Sterbegesänge an, zum Zeichen, daß der Kranke vollendet habe. Durch diese Töne aufgeschreckt, stand die Andarini auf, starrte eine Minute lang regungslos und ohne etwas zu sehen, in die auf einem Spiegeltische brennenden Kerzen, strich dann hastig das schwarze Haar aus dem entfärbten Gesicht, und rief angstvoll und heftig, aber gebieterisch:

„Ich will allein sein! — das wird mich zu mir selber bringen! Man trage diese Leiche weg!"

„Wohin aber?" rief der Arzt. So viel ich weiß, war der Vicomte von Lagieres in diesem Augenblick

nirgend zu Hause. Se. Eminenz — der König haben zu bestimmen —"

Der alte Stolz der Andarini erwachte wieder. Sie wollte nicht mehr übermannt werden, und ward es nicht.

„Gleichviel wohin!" rief sie mit furchtbarer Schärfe im Ton; „nur fort von hier, und das schnell! — diese Stätte ist kein Beinhaus."

Entsetzt ob dieser Gefühllosigkeit, erhob sich Stephanie und sagte zu dem Arzt:

„Schaffen Sie mir zwei Träger und eine Bahre, und lassen Sie den Körper des Vicomte von Lagieres hinüber in's Louvre, in die kleine Kapelle der Königin tragen; ich will es verantworten, fürchten Sie nichts."

Der Arzt verbeugte sich zustimmend und ging hinaus. Die Mönche sangen weiter. Nur mit genauer Noth gelang es gegen reiche Belohnung zwei Diener zu finden, welche, statt die Brosamen der Festesfreuden aufzulesen, sich entschlossen, die letzte Schlummerstätte des ehemaligen Günstlings, eine schlechte Theatersänfte, ohne Polster und mit zerrissener Himmeldecke, in's Louvre zu tragen. Stephanie schickte sich an, diesem traurigen Leichenzuge zu folgen; die beiden Mönche nahmen ihre Meßbücher zur Hand und schritten ebenfalls hinaus. Die Andarini blieb, das Gesicht im

Kampfe zwischen Schmerz und Stolz verzerrt, ohne Bewegung stehen; Stephanie, die letzte in der Reihe, zögerte und blieb ein wenig hinter den Uebrigen zurück.

„Signora," sagte sie sanft, indem sie ihr beide Hände reichte — „Ihr Schicksal ist traurig; ich wollte, ich hätte es ändern können."

„Es wird nicht immer traurig bleiben!" erwiderte Carlotta kalt; „ich habe mehr Macht als Sie, das Schicksal zu beherrschen; verlassen Sie sich darauf."

„Wohl Ihnen, wenn es so ist!" seufzte Stephanie — „doch haben Sie gelitten, und zwar um meinetwillen, obschon der Name, den ich trage, das einzige Band ist, was mich an den Vicomte von Lagieres knüpfte."

Die Andarini zuckte die Achseln.

„Das einzige!" warf sie hin — — „Sie sind schön, Madame; wer wird es Ihnen glauben?"

„Nicht meine, nicht Ihre, nicht die Schuld des Verstorbenen ist es, wenn Sie vor dem Gesetz nicht seine Wittwe sind!" erwiderte Stephanie tief erröthend. „Glauben Sie mir, Signora, und ehren Sie seinen letzten Willen. Geben Sie mir wenigstens Vollmacht, die Güter und Rechte, zu deren Erbin meine Trauung

mich macht, auf Ihre Kinder zu übertragen. Lassen Sie sie sein, als wären sie die meinigen."

Ueber Carlotta's Gesicht flog die Purpurröthe eines gewaltsamen Kampfes; in ihren Augen malte sich eine peinvolle, aber schnell besiegte Unschlüssigkeit. Wenn der Mensch mit seiner Vergangenheit bricht, so soll er es gründlich thun. Carlotta hatte etwas von der Natur einer Medea; sie war heroisch in den Affekten ihres Hasses, wie sie es ehedem in ihrer Liebe gewesen.

„Thun Sie, was Sie wollen, Madame!" sagte sie kalt von oben herab; „der Vater verließ mich — ich verlasse die Kinder."

Die sanfte Stephanie schauderte vor dieser eiskalten Grausamkeit zusammen. Zu mild, um zu verurtheilen, aber fern und fremd auf ewig diesen Leidenschaften, die sie nicht verstand, wandte sie sich hinweg und folgte der Bahre des Todten, welcher zehn Schritte abwärts, nur von dem jungen Mönch und dem Pater Joseph begleitet, der sich fortwährend nach Stephanie umsah, langsam den Corridor hinab getragen wurde.

Es war um drei Uhr in der Nacht, und in den Galerien des Palastes verloschen die Lichter. Das Fest mußte vorüber — die Königin bereits in's Louvre zurückgekehrt sein.

In diesem Augenblick gedachte Stephanie ihres Bruders — schneidend durchzuckte sie ein neuer Schmerz; sie hatte Richelieu sprechen wollen, sie mußte ihn sprechen; morgen schon war es vielleicht zu spät.

Da blendete eine plötzliche Helle ihre ermüdeten Augen. Aus einem Seitengange tauchten drei Gestalten bei Fackellicht; eine bekannte Stimme rief nach einer Sänfte.

Einmal von den wenigen Malen in ihrem Leben hatte der Himmel Stephanie's bescheidene Wünsche erhört.

Es war der Cardinal, der, wie der Leser sich erinnert, auf Wunsch des Königs nach Beendigung des Balles in's Louvre hinüberging. In seinem entfärbten und ermatteten Gesicht glühten die in tödtlicher Erregung funkelnden Augen; um seine blaugeaderten, durchsichtigen Schläfen hing kalt und feucht das bleichende Haar.

„O, sind Sie es, Herr Cardinal!" rief Stephanie, ihm in den Weg geworfen; „gönnen Sie mir eine Minute — ich habe Sie gesucht!"

„Armes Kind!" murmelte Richelieu, sie erkennend und seine Schritte anhaltend — „armes Kind! — Ihr Mann ist todt und Sie sind wieder schutzlos!"

„Ich bin es nicht!" rief Stephanie aufweinend. „Ich habe den Himmel, ich habe Sie."

Den Trägern zuwinkend, stand Joseph still; die Bahre ging unter Begleitung des jüngeren Mönches weiter.

„Die Frau von Lagieres möchte durch Bitten ihren Bruder von der Strenge des Gesetzes loskaufen!" sagte er mit einem, das Für und Wider gleichmäßig vermeidenden Ausdruck.

„Um meinetwillen verletzte er es — es wäre mir schrecklich!" schluchzte die junge Frau.

Der Cardinal beugte sich, von Mitleid überwältigt, zu ihr nieder.

„Zu viel des Leides ist Ihnen durch mich geschehen! — ich will Ihnen keines mehr zufügen, wenn ich es vermeiden kann!" sagte er mit weicher Stimme.

Durch Stephanie's unschuldige Seele flammte zum ersten Mal in ihrem Leben in diesem Augenblick ein unbekanntes und schreckliches Gefühl.

„Ich wollte Sie verrathen!" schluchzte sie hingeschmolzen, indem sie die Papiere des Grafen von Soissons aus ihrem Busen riß — „nehmen Sie diese Blätter — ich bin mehr schuldig, als Sie glaubten."

Erstaunt und halb mechanisch streckte Richelieu die rechte Hand nach den Papieren aus; der Pater trat dazu und sagte kurz:

„Ich sprach Ihnen davon; sie sind vom Grafen von Soissons.“

Der Cardinal riß die Siegel ab und durchflog sie beim Scheine einer, in Joseph's Hand befindlichen Fackel; als er aufblickte, sah er in einiger Entfernung seine beiden, mit einer Sänfte zurückgekehrten Diener; Stephanie lag noch am Boden auf den Knieen.

„Frau von Lagieres!“ sagte er, sie aufhebend, dringend, aber mit Würde — „ich wiederhole mein Versprechen, aber ich fordere ein Gegengelübde. Der Graf von Soissons nebst Anderen, die Sie kennen werden, sucht gegen mich zu handeln; ich glaube, daß er verzweifelter Schritte fähig wäre. Verhehlen Sie mir nichts von dem, was Derartiges in Ihrer Umgebung vorgeht; es wird zu Ihrem und zu dem Besten der Königin-Infantin sein, deren Verstand der Himmel bewahren möge.“

Er faltete die Papiere wieder zusammen und gab sie Stephanien zurück.

„Sie werden sie der Königin einhändigen!“ sagte er — „und sich in Acht nehmen, weder heut noch später sich zu verrathen.“

Zu Joseph gewandt, fügte er dann hinzu, indem er die Sänfte bestieg:

„Geleite die Frau von Lagieres zu Wagen in's Louvre zurück und erwarte mich; ich werde ohne Zweifel mit Dir zu reden haben.“

Elftes Kapitel.

„Du gabst kein Leben mir,
Denn ein ehrlos Leben ist keins.“
Calderon.

Der König hatte den Cardinal bereits seit zwei Stunden mit schmerzlicher Ungeduld erwartet und sich erst eben zur Ruhe gelegt. Zwei Edelleute waren bei den Vorhängen seines Bettes beschäftigt; ein dritter mischte ihm ein Elixir, von welchem er zur Stärkung jeden Abend ein Glas zu trinken pflegte; ein vierter löschte die Kerzen auf den Armleuchtern; ein fünfter zündete die Nachtlampe und die silberne, mortier de veille genannte Fackel an, welche, in einer Ecke des Zimmers hinter seidenen Schirmen brennend, über das Gemach ein mattes, grünliches Licht verbreitete, als la Chesnaye — der Kammerdiener — eintrat und den Minister meldete.

Der König hatte schon bevorwortet, daß er mit dem Cardinal allein sein wolle; die Kammerherren

entfernten sich demzufolge, sobald der Letztere in's Zimmer trat. Auf einen Wink des Königs ließ Richelieu sich in einem Armstuhl nieder; er sank hinein, tief seufzend, und, wie er jetzt erst fühlte, völlig ermattet.

„Ohne Zweifel,“ sagte er, sich gewaltsam zusammennehmend, — „ohne Zweifel wollen Ew. Majestät über die Ereignisse des heutigen Tages, über den Allianztraktat und den schwedischen Kanzler, oder über den Aufstand von heute Morgen, und Monsieur le Comte mit mir reden.“

„Ganz recht!“ erwiderte Ludwig ein wenig verlegen — „ganz recht, mein lieber Cardinal; ich wollte auch davon mit Ihnen reden. Doch hatte ich noch etwas Anderes auf dem Herzen, was mich sehr beunruhigt, und was Sie mir hoffentlich nicht übel deuten werden.“

„Wie wäre das möglich?“ warf Richelieu hin.

„Sie haben uns heute Abend eine Tänzerin vorgeführt,“ unterbrach Ludwig stockend und zögernd, „zu der Sie auf recht wohlfeile Weise gekommen sind. Ich meine diese Italienerin, welche sich für die Frau des kleinen Charles von Lagieres ausgegeben.“

„Ganz recht, Sire!“ erwiderte Richelieu; „ich dächte, zu dieser Acquisition müßten Ew. Majestät

meinem Theater Glück wünschen. Signora Andarini ist schön wie Aphrodite und tanzt wie eine Hebe."

„Ei ei, mein Herr Prälat!" sagte der König verweisend — „ich dächte, wir brauchten diese Vorzüge so genau nicht zu studiren. Freilich —" fügte er schwermüthig hinzu — „freilich haben Sie Recht. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen."

„Ich glaubte es bemerkt zu haben, und hoffte, daß ihr Anblick Ew. Majestät zerstreuen würde —"

„Meinten Sie?" rief Ludwig — „hatten Sie es bemerkt? — Nun freilich —" fügte er nach minutenlanger Pause hinzu — „es ist nicht zum Verwundern."

Der Cardinal hatte erwartet, daß der Wunsch des Königs, ihn zu sehen, in etwas auf Carlotta Bezüglichem seinen Grund habe, und harrte nur einer passenden Gelegenheit, um das Verhältniß anzubahnen, welches er von Anfang an zwischen Beiden beabsichtigt hatte. Der König schien seinerseits lieber errathen, als zum Reden gezwungen sein zu wollen; weil aber Richelieu nichts sagte, fing er tonlos, in seinen gewöhnlichen Trübsinn versunken, wieder zu sprechen an.

„Ich habe diese Andarini gern; sie ist so schön — ihr Lachen ist so reizend; ihre Bewegungen stimmen

mich gleichwie Musik. Auch hat sie Gemüth; in ihrer Art zu sprechen liegt viel Anmuth; ihre Stimme klingt wie Silber und entzückt Alle, die sie hören. Sie sehen ja auch, daß Alles nur für sie Augen hat, und daß sie auf dem besten Wege ist, den ganzen Hof verrückt zu machen. Mein Bruder von Orleans, dem ich nach dem Schauspiel noch begegnete, ist wie besessen; ich glaube, er schenkte Ihnen die Prinzessin Margarethe für diese Italienerin. Warum Sie nun diese Schönheit gerade zu auf den Markt bringen wollen, weiß ich nicht. Sie ist ein willkommener Brand für unsern Zunder. Sie wird einen Hauptskandal machen und den Hof entsittlichen. Sie müßten billig wissen, daß eine so große Schönheit für die jungen Edelleute höchst gefährlich ist, und ich begreife nicht, wie Sie dazu kommen, diese Frau in Ihrem Palaste tanzen zu lassen."

„Mein Gott —" erwiderte der Cardinal — „sie selbst hat es gewünscht; am Ende kann Niemand außer Gott dafür, daß sie so viele Herzen in Flammen setzt. Was soll ich mit ihr machen? Soll ich sie nach Italien zurückschicken? Das Beste wäre es jedenfalls."

„Keineswegs!" fiel Ludwig ein; „ich hoffe, daß Sie nicht daran denken."

„Ich denke nicht mehr daran, wenn Ew. Majestät es anders befehlen!" sagte Richelieu sehr gelassen.

Der König ergriff die Hand seines Ministers und drückte sie. Er sagte nichts, denn eine Bewegung, die ihm längst schon fremd geworden, machte ihn stumm. Ihm war, als ob aus ferner Zukunft ein flüchtiger Strahl von Glück in sein trübes Dasein hineinleuchten wolle, und dennoch glaubte er kaum noch daran.

„Dies arme Mädchen ist recht beklagenswürdig!" sagte er nach kurzer Pause; „dieser Charles hat sie betrogen; ich würde mich freuen, wenn wir sie vom Verderben retten könnten. Wenn sie indeß als Tänzerin in Ihrem Palaste bleibt, so geht sie sicher zu Grunde, und dieser Charles, den sie liebt, wird gleichfalls auf's Neue Feuer fangen."

„Ach, Sire — das steht nicht zu besorgen!" warf Richelieu mit einem Anflug von Rührung ein; „der arme junge Mann ist heute Nacht gestorben; daß Sie mich daran erinnern, freut mich in sofern, als ich Gelegenheit finde, Ihnen seine junge Wittwe zu empfehlen; ich meine nämlich das weiland Fräulein von Broc; die andere scheint meiner Empfehlung bei Ihnen nicht mehr zu bedürfen."

Der König erröthete und antwortete verlegen:

„Was für das Fräulein von Broc geschehen kann, will ich Ihrem Ermessen überlassen, mein lieber Cardinal, und wenn sie z. B. den Sohn des armen Charles adoptiren wollte, so könnte sie Beauchamp in der Touraine, das neue Schloß der Lagieres, behalten. Es wäre mir sogar recht lieb. Was aber diese Tänzerin betrifft, so wünsche ich ernstlich, sie vom Hofe zu entfernen. Sie müssen aber nichts Böses denken, Herr Cardinal; es ist nur um ihrer eigenen Seele willen."

„Ew. Majestät können ja über sie verfügen!" sagte Richelieu.

„Ich möchte sie allerdings von Zeit zu Zeit sehen, um mich zu erheitern, doch nur im Beisein Anderer!" fuhr Ludwig fort. Ich würde, falls Sie diesen Plan billigten, ihr das Hotel des Grafen von Soissons schenken, den ich auf jeden Fall vom Hofe verbanne, bis er nicht Proben von seiner völligen Besserung gegeben hat."

„So sind Ew. Majestät gewillt, den Grafen von Soissons einmal ernstlich zu strafen?"

„Ihn und die Prinzen alle! Sie haben so viel von meiner Güte genossen — ich habe sie erhoben, ihnen hundertmal vergeben, in geistlichen und weltlichen Dingen mich zu ihrem Fürsprecher gemacht! —

Diese Bouillons, diese Guisen, dieser Louis von Soissons endlich — was haben sie mir nicht zu danken! Und statt dessen empören sie sich wider mich, sprengen aus, daß ich sie verhaften wolle, und verschreien mein Regiment bei meinen guten Unterthanen! Nein, Herr Cardinal, nehmen Sie mein Wort! ich habe ihnen zum letzten Mal vergeben."

Der Cardinal machte ein Zeichen der Befriedigung.

„Ich habe noch eine Bitte an Ew. Majestät!" sagte er nach kurzer Pause.

„Das ist mir lieb!" erwiderte Ludwig etwas abgespannt; „Sie haben sich sehr brav benommen, Herr Cardinal; das kann man nicht genug belohnen."

„Und was ich begehre, Sire, ist wenig. Ich bitte um die Erlaubniß, aus Rücksicht für die Freundin der Königin, den Herrn von Broc, der bei einem Duell mit dem Grafen von Soissons gefangen worden ist, begnadigen zu dürfen. Das Parlament wird ihn freilich zum Tode verurtheilen; ich liebe im Ganzen auch die Ausnahmen von einer einmal festgesetzten Regel nicht; der Herr von Broc ist aber ein sehr geschickter Diplomat; er könnte mir eines Tages fehlen. Ich möchte also das Todesurtheil in Gefängnißstrafe auf unbestimmte Zeit verwandeln und mir das Vorrecht behalten, ihn zu gelegener Stunde befreien und

mich seiner, freilich immer nur als Verurtheilten, dessen Dasein in meine Hand gegeben ist, bedienen zu dürfen."

„Da Herr von Broc im Duell gegen meinen aufrührerischen Vetter von Soissons betroffen ward — erwiderte der König schon halb im Schlaf, „so will ich Ihnen diese Erlaubniß nicht verweigern, obgleich ich sonst dem Herrn von Broc nicht sehr gewogen bin."

Der Cardinal küßte dem Könige die Hand und überließ ihn dem, ihm so nothwendigen Schlummer. Am Ausgange der großen Treppe des Louvre fand er den Pater Joseph mit seiner Karosse pflichtgetreu auf ihn wartend. Zum Tod erschöpft warf er sich in den Wagen; der Kapuziner, treu seiner Ordensregel, die ihm das Fahren in einer Staatskarosse untersagte, folgte ihm zu Fuße. Im Cardinalspalaste angekommen, begab er sich laut seines Befehls zu dem vor wenigen Minuten früher angelangten Minister, fand ihn aber bereits beim Auskleiden, müde zum Niederstürzen und unfähig, ihm den Verlauf seines Gespräches mit Ludwig dem Dreizehnten mitzutheilen.

„Der König begnadigt unsern Ex-Gesandten!" sagte Richelieu abgebrochen; „das ist mir ein Gewinn, denn wenn er lebt, sei's auch nur unter dem Beil, so kann ich ihn benutzen, sobald ich will; ich werde ihn morgen sprechen. Mit einer Detaillirung seiner Ka-

balen befasse ich mich nicht. Ich will sie ihm hingehen lassen, doch wär' es mir lieb, darüber soviel als möglich zu erfahren; du bist zum Inquirenten wie geschaffen und thust mir einen Gefallen, wenn du ihn vorher ausfragst. Ich sehe dich morgen; ich freue mich darauf; für Deinen Rath von heute früh bin ich Dir vielen Dank schuldig. Ich bin überhaupt schon sehr in Deiner Schuld; es wird mir schwer werden, sie abzutragen. Jetzt laß mich eine Stunde schlafen. Auf Wiedersehen!"

Der Kapuziner ging hinaus, froh, seinen Gebieter einmal selbst nach Ruhe verlangen zu hören, übrigens aber nichts weniger als zufrieden. Er hatte sich gefreut, einen Menschen, den er fürchtete, auf gute Art beseitigt zu sehen; Olivier's, wenn auch nur bedingte Begnadigung war ihm daher im höchsten Grade zuwider. Der Pater Joseph war nicht grausam von Natur, wohl aber völlig in den Beziehungen zu seinem Gebieter aufgegangen. Was diesem schädlich schien, war ihm verhaßt, und jedes dieser Elemente konnte er mit einer Seelenruhe vom Erdboden vertilgen, die etwas Kannibalisches an sich hatte. de Broc war ihm außerdem noch widerwärtig. Ohne Großmuth wie er war, hatte er nicht das geringste Mitleid mit seiner augenblicklich so kläglichen Lage. Der Gedanke

ihn zu verhöhnen, diesem Ausbund von Klugheit einen Possen zu spielen, würde ihn noch gereizt haben, und wenn er ihn hätte mit dem Tode ringen sehen. Der Pater Joseph hatte einen Körper von Eisen; er kannte nichts, was Ermüdung heißt; er war im Gegentheil nur aufgeregt, und beschloß in einer Art von stiller Wuth, noch diese Nacht den „liebenswürdigen Gefangenen" aufzusuchen. Gedacht, gethan. Er hatte ihn in eigner Person in ein, übrigens ganz erträgliches Gewahrsam gebracht, und besaß, als alter ego des Cardinals, sämmtliche Schlüssel des Palastes.

de Broc hatte eine schmerzhafte, doch ungefährliche Wunde am linken Arm, und der Wundarzt hatte erklärt, daß man ihn unbesorgt in die Bastille bringen könne. Der Kapuziner nahm den Vorwand dieser Mittheilung, um sich zu ihm zu begeben, und fand ihn trotz der Wunde aufrecht auf seiner Matratze sitzend, den matten Lichtschein anstarrend, welcher aus der Laterne der draußen auf- und abgehenden Wache durch die Thürspalte in's Zimmer drang. Beim Eintritt des Kapuziners fuhr der Gefangene, unangenehm durch die Helle der Laterne geblendet, erschreckt zusammen. Nach einer Minute erst fähig die Augen aufzuschlagen, erblickte er das schadenfrohe Gesicht des ihm von jeher verhaßten Mönch's und konnte sich

nicht enthalten, ihm in einem, seine ganze Abneigung und Verachtung bekundenden Ton sein Mißfallen über diesen Ueberfall kund zu thun.

„Ei nun, Messire von Broc," erwiderte der Pater gleichgültig — „ich dächte, Sie ließen Ihre herrische Art von jetzt an unterwegs. Sie sind hier nicht der große Gesandte, sondern ein gefangener Duellant, dem das Befehlen durchaus nicht anstehen dürfte."

„Ich weiß zu wohl, was sich mit meiner Lage verträgt, als daß ich es von Ihnen zu lernen brauchte!" erwiderte de Broc hochfahrend. „Ich sehe aber nicht ein, was ich von heut ab eigentlich noch zu wagen hätte, und weßhalb ich, weil ich als Duellant den Block besteigen muß, vor einer Mönchsglatze zu Kreuz kriechen sollte."

„Nun, wie Sie wollen, wie Sie wollen, mein lieber Herr von Broc — auf diesen Vortheil zu pochen, werde ich Ihnen nicht wehren; jedenfalls beneide ich Sie nicht darum. Für alle Fälle aber möchte ich Ihnen rathen, sich gegen die Einflüsse Ihrer Heftigkeit zu wappnen; sie ist Ihnen schon mehrmals schlecht bekommen, und ich will mich hängen lassen, wenn Sie heut nicht ganz allein ihretwillen in diese Klemme gerathen sind."

de Broc bezeigte keine Lust zum Antworten und

wandte dem Mönch den Rücken. Entschlossen, ihn zum Reden zu bringen, schob Joseph mit einem Fußtritt die Matratze von der Mauer weg, ergriff einen Holzschemel und ließ sich mit Geräusch an der Wandseite des Bettes nieder.

„Sie spielen den Verstockten!" sagte er mit seiner groben und derben Art; „das ist ganz falsch; seien Sie vernünftig, Herr von Broc — ich bin hier auf den Wunsch Sr. Eminenz und habe mit Ihnen zu reden. Ihr Gegner im Duell ist entkommen, und ich schwöre Ihnen, daß Jedermann, selbst Se. Majestät nicht ausgenommen, Ihnen dieses Glück lieber als ihm gegönnt hätte. Sie sitzen freilich fest, doch steht Ihr Kopf noch auf den Schultern, und es ist nichts verloren, als die Todten. Sagen Sie mir nur um's Himmelswillen — weßhalb schlugen Sie sich mit dem Grafen von Soissons? War es noch immer Ihrer Schwester wegen?"

„Zu allen Teufeln und Donnerwettern — ja, ehrwürdiger Pater — und noch einmal ja!" rief de Broc in völliger Wuth. „Es ist mir nicht geglückt, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen; aber ich würde, wenn ich frei wäre, auf der Stelle den Versuch wiederholen und mich wo möglich zuvor an Euch zu üben suchen. Das ist es, was ich Euch sagen kann."

Der Kapuziner warf den Kopf zurück und fing ganz herzlich an zu lachen.

„Nun sehen Sie, mein lieber Herr von Broc!" sagte er mit spöttischer Ruhe — „wie sehr ich Recht hatte zu vermuthen, daß Sie sich ohne Noth und Anlaß in diese Klemme gebracht. Bei meinem Bart, Ihre Schwester ist unschuldig wie ein neugebornes Kind, und daß der junge Vicomte von Lagieres sie bei seiner Rückkehr ohne Widerrede heirathete, ist der beste Beweis dafür, daß er um ihre Unschuld wußte. Ja, wären Sie nicht so erpicht darauf gewesen, sie zur Frau von Lagieres zu machen, so würde der Graf von Soissons diese Unschuld selbst auf's Glänzendste dargethan haben; denn hätte er sie nicht geachtet und geliebt, so würde er nicht die Ungnade Sr. Eminenz gewagt und ihm in's Gesicht ihr einen Heirathsantrag gemacht haben."

„Das hätte er gethan?" fuhr Olivier auf — „gethan, in allem Ernst?"

„Mein Gott!" entgegnete Joseph achselzuckend — „das weiß bei Hofe jedes Kind, und Sie allein haben es nicht wissen wollen. Das kommt von Ihren Vorurtheilen und vielen Beschäftigungen. Mit Ihren nutzlosen Kabalen im Languedoc versäumten Sie eine fürstliche Verschwägerung, und daß ich's nur gestehe

— man hat Sie damals ohne viel Bedauern reisen lassen."

„Ja wohl — ich glaube es!" knirschte Olivier.

„Sie waren auch sehr entbehrlich!" fuhr Joseph gelassen fort; „Ihre Schwester war dem Grafen nicht geneigt, und da Se. Eminenz Ihre Wünsche in Bezug auf ihre Verheirathung kannte, gab er in Ihrem Namen dem Grafen einen Korb. Was kann nun aber der Graf dafür? Sie müssen gestehen — Sie haben sich auf sonderbare Weise übereilt und sind recht eigentlich gegen Ihren eigenen Schatten zu Felde gezogen."

„Verflucht!" rief Olivier mit allen Zeichen unterdrückter Wuth.

Der Pater fing an, die Wirkung seiner Pillen zu bemerken und demzufolge in eine glänzende Laune überzugehen.

„Nun müssen Sie doch einsehen," sagte er spöttelnd — „um welchen Unsinns willen Sie den Kopf gefährdet, der Ihnen faktisch freilich schon längst vor Ihrem Duell verloren ging."

„Verwünschter Mönch!" brach Olivier aus — „Ihr waret es, Ihr ganz allein, der mich an ein unreines Verhältniß zwischen meiner Schwester und Soissons glauben machte! Meine Schwester! Darum

die Eile, sie aus dem Languedoc an den Hof zu locken! Um nicht die Hand des Grafen von Soissons für die Nichte des Cardinals von Richelieu zu verlieren, sie einer Leiche anzutrauen!!"

„Sie sind verrückt!" rief Joseph, seinerseits die Geduld verlierend — „wer hat auf dieser Heirath bestanden? Kann ich dafür, daß Sie die Meinung änderten, vielleicht weil Sie zu spät entdeckten, daß Vicegrafschaft und Schloß von Gaugain Ihnen in der Person des jungen Mannes nicht auf alle Fälle gesichert waren?"

„Wie so?" unterbrach de Broc — „auch das ist mir ein Räthsel; ich suchte für meine Schwester eine Stellung, und der Vicegraf von Gaugain schien mir für ihre Ansprüche ein passender Gemahl."

„Wenn Sie es so auffaßten, so habe ich nichts gesagt!" fiel Joseph hämisch ein; „dann wird der Titel der Marquise von Beauchamp Ihnen ebenfalls genügen. Sie wissen vielleicht noch nicht einmal, daß es dem Könige gefallen hat, das Lehen von Gaugain zum Behufe der Errichtung einer Provinzial-Intendantur zurückzunehmen und mit dem Marquisat von Beauchamp in der Touraine zu vertauschen."

„Vertauscht das Lehen von Gaugain!" stammelte Olivier, auf's Aeußerste bestürzt.

„O —“ sagte Joseph gleichgültig — „die Lagieres' verlieren nichts dabei.“

„Vertauscht ohne mich zu fragen!“ wiederholte de Broc — „O, ich bin unerhört betrogen worden!“

Das braune Gesicht des Pater erhellte sich ganz und gar.

„Sieh, sieh, mein theurer Herr von Broc!“ sagte er händereibend — „Also Sie waren es, der so sehr an diesem Schlosse hing — das ist doch schön. Das habe ich gern von Ihnen hören wollen.“

„Betrogen — wie ein Narr betrogen!“ wiederholte Olivier, die Nägel an seiner rechten Hand zerbeißend — „pfui, pfui, Pater Joseph! Hättet Ihr mir offen den Prozeß gemacht, es wäre nicht so entehrend gewesen, als hinterrücks — nun ja! — mir den Preis einer ohne Ihre Zustimmung gemachten Berechnung zu entreißen.“

„Mein Gott“ — entgegnete Joseph mit der Ruhe des Siegers — „Sie compromittiren fortwährend sich selbst. Was kümmerte Sie in unsern Augen die Vicegrafschaft von Gaugain? Wenn wir es wirklich wußten, daß Sie einen Plan darauf gebaut, so konnten wir nichts Rücksichtsvolleres thun, als Sie ignoriren.“

de Broc war auf sein Lager zurückgesunken; er

sagte nichts, aber er schäumte vor Wuth. Der Pater Joseph bat ihn so spöttisch als möglich, seine Gesundheit zu bedenken und seine Aufregung zu mäßigen. de Broc machte einen Versuch aufzuspringen und den Kapuziner gegen die Wand zu schleudern, aber erschöpft vom Blutverlust, fiel er in demselben Augenblick kraftlos zusammen.

„Ich kann nicht glauben," sagte er nach einer Pause, „daß das Parlament von Paris den Tausch gutwillig registrirt hat, falls es nicht über den Zweck desselben getäuscht ward; es ist der Einrichtung der Provinzialintendanten natürlich feind, und wird sich freiwillig zu nichts verstehen, was dieselbe fördert. Hat aber vielleicht das Parlament von Toulouse, der Unordnungen halber, durch welche die Provinz von Gaugain aus zuweilen belästigt ward, aus eigener Machtvollkommenheit die Registrirung übernommen, so ist der Tausch ungültig, weil nach dem Gesetze von 1453 das Parlament der Hauptstadt in Domanialsachen die alleinige Competenz besitzt. Doch das ist nutzlos, dieses Regiment ist das der schrankenlosen Gewalt, und Ihre infernalischen Berechnungen trotzen jedem Versuche Ihnen gleichzukommen. Ich frage nur, weßhalb meine unschuldige Schwester aufgeopfert ward? Ich frage nur, welches Interesse Sie daran

hatten, die Welt im Glauben an ihre Schuld zu erhalten? Wenn jenes Verhältniß mit dem Grafen eine Fabel war, so waltet ein Geheimniß über ihrer Erfindung, und die fingirte Unehre meiner Schwester hat einem Ihrer Zwecke gedient."

Der Pater Joseph erschrak ein wenig und wußte sich im Augenblick nicht besser zu helfen, als die Idee de Broc's durch einfaches Abweisen zu bekämpfen.

„Welch' ein Gedanke!" sagte er etwas linkisch, indem er mit den Achseln zuckte, wie kommen Sie darauf?"

„O!" murmelte Olivier — „ich denke ihn nicht zum ersten Mal; man hat zu jener Zeit noch von anderen Liebschaften als der meiner Schwester gesprochen."

Joseph wollte etwas erwidern, als vor der Thür die drei Stöße mit Piken oder Musketenkolben ertönten, mit welchen die Wachsoldaten damals ihre Generalissimi zu begrüßen pflegten. Er blickte auf, und sah an einem schwachen, durch das mit Holzläden verschlossene und von außen verrammelte Fenster eindringenden Schimmer, daß es schon heller Tag sein mußte; die Kerze in seiner Leuchte war dem Erlöschen nahe; er blies die flackernde Flamme aus und öffnete einen der Läden. In demselben Augen-

blick ward die Thür aufgerissen; herein trat der Cardinal; de Broc erschrak, und ließ, um seinen zwischen Hochmuth und Zerknirschung schwankenden Ausdruck zu verbergen, das Haupt auf die Brust sinken. Ohne auf diese Bewegung zu achten, setzte Richelieu sich ihm gegenüber, und sagte gleichgültig:

„Sie wissen, Herr von Broc, daß das Parlament jeden Duellanten ohne Ausnahme zum Tode verurtheilt."

de Broc hatte nichts mehr zu fürchten, und wollte von seiner Hoffnungslosigkeit wenigstens den Vortheil ziehen, sich nicht mehr erniedrigen zu müssen. Er war gegen die Schauer des Todes nicht gestählt und schwieg, um es nicht zu verrathen.

Der Cardinal schien es nicht zu bemerken. „Sie sind verurtheilt!" fuhr er mit demselben kalten Tone fort; „indessen habe ich dem Könige gesagt, daß ich mich Ihrer mit Erfolg in diplomatischen Geschäften bedient habe, und unter der Bedingung, das Urtheil in Kraft zu lassen, gewährt Se. Majestät Ihnen Gnade, so lange es Ihnen gefällt, mir persönlich, im Interesse des Staats, zu dienen."

So groß ist die Gewalt des Lebens über den menschlichen Organismus, daß de Broc bei Ankündigung seiner Gnade aufsprang und sich mit einem

erstickten Schrei dem Cardinal zu Füßen warf. Ohne weder Mitleid noch Verachtung zu zeigen, ließ Richelien ihn liegen und wartete gelassen, bis er seine Besinnung wieder erlangt.

„Ich habe zwei Gründe Sie zu retten!" sagte er dann — „die Rücksicht, welche ich Ihrer Schwester, als Freundin Ihrer Majestät schulde, und den Wunsch, mich Ihrer nicht gewöhnlichen Talente auch ferner im Interesse des Staats zu bedienen. Ohne diese Gründe hätte ich mich Ihrer längst entledigen können, denn Ihre hugenottischen Kabalen im Languedoc und die Hoffnungen, welche Sie auf ihre Verbindung mit dem Vicomte von Gaugain gründeten, waren mir längst bekannt. Ich lasse mich nicht darauf ein, Ihnen Vorwürfe zu machen; ich hob Sie aus dem Nichts, habe aber noch nie auf Dank gerechnet. Ich gab Ihnen Gelegenheit, mein Freund zu werden; Sie haben sie verschmäht, und mich zu dem Standpunkt zurückgezwungen, auf dem ich nichts weiter bedenken darf, als meinen Nutzen, das heißt den Vortheil des Staats. Straflos können Sie natürlich nicht entkommen; Sie bleiben auf Befehl Sr. Majestät für's Erste in der Bastille; indessen gebe ich Ihnen die Möglichkeit zurück, sich später selbst zu hohen Ehren aufzuschwingen; erwarten Sie hierzu meinen Ruf. Es wird

von Ihnen abhängen, wie stark der Faden ist, der das Damoklesschwert verhindern wird zu fallen."

Der Pater Joseph, welcher bis jetzt am Fenster gestanden, streifte hier hart an dem Verurtheilten vorbei.

„Unter diesen Umständen," flüsterte er höhnisch, „dürfte es schwerlich rathsam sein, Ihren Vertrag mit George Lagieres dem Parlamente von Paris vorzulegen, und auf eine Cassation der Entscheidung hinsichtlich des bewußten Lehenstausches anzutragen."

de Broc warf auf den Kapuziner einen flammenden Seitenblick.

„Joseph!" sagte der Cardinal hinausgehend, ohne Olivier eines ferneren Blicks zu würdigen — „im Hofe wartet die Eskorte, welche Herrn von Broc in die Bastille führen soll; habe die Güte ihn zu begleiten und dem Gouverneur der Festung, Deinem Bruder, bestens zu empfehlen."

Der Kapuziner verbeugte sich und geleitete den Cardinal hinaus. Der Gefangene blieb regungslos, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, auf seiner Matratze lehnend, einen Augenblick allein.

„Eine Begnadigung, schlimmer als das Urtheil!" brach er aus — „entsprungen ohne Zweifel dem Gehirn dieses infernalischen Mönchs! Und ich muß es

dulden — wie Stephanie geduldet hat; werd' ich aber jemals frei, so räch' ich mich an diesem nichtswürdigen Hund, der aus der Entehrung freier Menschen sich ein Gewerbe macht."

Der Kapuziner kehrte zurück; de Broc stand auf und ging ihm einen Schritt entgegen.

„Ich möchte gern meine Schwester sprechen, wenn es möglich wär'!" sagte er; „es ist eine geringe Gunst; wird man sie mir versagen?"

Der Pater Joseph sah ihn von oben bis unten an; er gedachte der Worte des Argwohns, die Jener, unvorsichtig genug, vor einer halben Stunde ausgestoßen hatte.

„Ich glaube nicht, daß man es Ihnen gestatten wird!" sagte er gleichgültig; „Ihr Fall ist eine Ausnahme von der Regel; auch kann man Ihnen nicht trauen."

„Nun wohl!" erwiderte Olivier mit erzwungener Ruhe — „grüßen Sie sie; ich bedachte nicht, daß ich ihr nichts zu sagen habe, was mir in diesem Augenblicke wichtig werden kann."

Indem er in den Wagen stieg, der ihn nach der Bastille führen sollte, fügte er innerlich hinzu, von einem Gedanken wie von einer Hoffnung durchzuckt:

„Im Kloster von Sankt Annen waren sie beide; die Wahrheit muß Stephanie in jedem Falle wissen, und wenn ich jemals frei werde, will ich von ihr erfahren, was mich trösten soll.“



Druckfehler.

Seite	43.	Zeile	13.	lies:	Michaud, statt: Michand	
„	50.	„	25.	„	Scene, statt: Scenen.	
„	57.	„	3.	„	guilt's statt: quilt's.	
„	69.	„	15.	„	gelbliche, statt: gebliche.	
„	99.	„	13.	„	Johann's, statt: Johannes.	
„	118.	„	2.	„	nah, statt: noch.	
„	121.	„	4.	„	gekreuzten, statt: bekreuzten.	
„	122.	„	11.	„	entgegen, statt: entgen.	

Schnellpressendruck von Julius Köhler in Görlitz.



